

Frankfurter Allgemeine

magazin

AUGUST 2019



**CYRANO
D'AVIGNON**

PanoMaticLunar



Glashütte Original Boutique

QF, Quartier an der Frauenkirche • Töpferstraße 4 • 01067 Dresden

Tel. +49 (0)351 82 12 59 70 • E-Mail: Boutique.Dresden@glashuette-original.com

Eine vollständige Liste unserer Partner finden Sie auf glashuette-original.com

Glashütte
ORIGINAL

glashuette-original.com

Deutsche Uhrmacherkunst seit 1845.

PORSCHE DESIGN

TIMEPIECES



1919 Datetimer Collection

WAS DESIGNKLASSIKER AUSZEICHNET? IHRE SIGNATUR.

www.porsche-design.com/1919Collection

ALLES AUF ANFANG



Jetzt suche ich schon wieder einen Anfang – und habe doch immerhin sieben Wörter niedergeschrieben, die fast als Beginn eines Editorials durchgehen könnten, wenn sie nicht schon wieder so selbstreflexiv wären. Immerhin: Man gesteht gleich mal, dass aller Anfang schwer ist. Es ist aber auch wirklich verflucht verhext. Immer dann kommt etwas dazwischen, wenn man wirklich einmal beginnen will. Einmal waren es die Handwerker, die von mir zu Hause die Steigleitung gezeigt bekommen wollten; einmal musste das Auto plötzlich und unerwartet in die Werkstatt; einmal wurde hier im Gallusviertel doch wirklich eine Weltkriegsbombe gefunden, und wir mussten abends aus dem Haus, nur damit diese Seite mal wieder leer blieb. Und jetzt die Hitze: 42,6 Grad in Deutschland, das ist eine Katastrophe, über die schon alles in der Zeitung gesagt wurde, weshalb wir hier darüber schweigen. Ganz nebenbei hält sie mich auch noch vom Arbeiten ab. Sollte ich einfach den quasi-lateinischen Blindtext stehen lassen, der hier als Platzhalter dient? Ecus, que voluptatiae conseed quissi cuscium liqui doluptatur apeliquatios es etur re nonemquatem id utem et reicature omni ut eic tem esti dicia cuptatur re pelesciendem qui ipsapie nihillor res assequi te volenihit voluptat aliqum verciat ommolor adit acillabo. Na, auch diesem Anfang wohnt kein Zauber inne. Also beginne ich doch lieber wieder von vorn und schreibe über Anfänge in diesem Heft, über die unglaublich spannende Geschichte eines Mafia-Mechanikers, der neu beginnen will, aber immer wieder von seiner Vergangenheit eingeholt wird, über die unerwartete Beziehung zwischen unserem Mode-Team und den Theaterleuten in Avignon, über die Anfänge von Kurt Biedenkopf in Sachsen, wo bald gewählt wird, weshalb dieses Interview auch das Ende mitdenkt, über den ersten Test eines Golf-Marathons, der unseren Autor bis an seine Grenzen führte, und nicht zuletzt über Stoffe von Fischbacher – eine Probe davon haben wir auf diese Seite gestellt. Wir haben hier so viele Stoffe, vor allem, wie Sie schon ahnen, dank meiner Kollegen, dass jede selbstreflexive Verhinderung des Kreativen zynisch wäre. Immerhin wissen wir jetzt, dass es einfacher ist, Texte zu beenden, als sie zu beginnen. Wir müssen einfach nur schreiben: Fangen Sie an zu lesen! *Alfons Kaiser*

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Holger Appel, Dr. Reiner Burger, Leonie Feuerbach,
Dr. Stephanie Geiger, Aylin Güler, David Klauert,
Stefan Locke, Anna-Lena Niemann, Celina Plag,
Johannes Ritter, Prof. Dr. Michael Sachs, Julia Schauf,
Peter-Philipp Schmitt, Bernd Steinele, Simon Strauß,
Alex Westhoff, Jennifer Wiebking

Bildredaktion:
Christian-Matthias Pohlert

Art-Direction:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sollten Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskünfte erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller, www.faz.media

Hersteller:
Andreas Gieth

LAYOUT:
Verena Lindner, Anja Tischulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Prinovis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300
90471 Nürnberg

DIESES KUNSTWERK KANN JEDER HABEN, ABER NUR 150 BEKOMMEN ES.

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 30 GALERIEN WELTWEIT.



ANDREY YAKOVLEV & LILI ALEEVA
The Triumph Of Form
Auflage 150, handsigniert
100 x 87 cm, Kaschierung unter Acrylglas
Art.-Nr. ALA31 | 799 €



CARLOS BAFILE und **DAVID KLAUBERT** (rechts) wurden in Ameglia in Ligurien herzlich aufgenommen. Denn Gianfranco Franciosi (Mitte) nimmt die Menschen schnell für sich ein. Nach drei Tagen mit ihm konnten der Fotograf und der Redakteur dieser Zeitung verstehen, wie es dem Mechaniker gelungen war, das Vertrauen eines spanischen Drogenbosses zu gewinnen und sich „undercover“ in sein Kartell einzuschleichen. (Seite 16)



SIMON STRAUSS ist in Triest über den schönsten Platz Europas geschlendert, hat eindrucksvolle Industrieromantik entdeckt, Rilkes Traumburg besucht und Claudio Magris (rechts), den besten Triest-Interpreten, in seinem Stammcafé getroffen. Als die beiden dort saßen und über alles sprachen, gab es einen Zwischenfall (Seite 42), wie man ihn wohl nur in der gerade so aufgeheizten Stimmung Italiens erleben kann.



ALEX WESTHOFF schätzt am Golfsport, dass er in kürzester Zeit rauschhafte Höhenflüge und niederschmetternde Tiefschläge bereithält. Der Schwung des gelernten Hockeyspielers lässt seine Bälle zwar weit fliegen – nur nicht unbedingt dorthin, wo sie hinsollen. Dennoch wollte der Mitarbeiter der Sportredaktion wissen, wie weit man beim Golf gehen kann. Er spielte 100 Bahnen am Stück, vom Morgengrauen bis Sonnenuntergang (Seite 46). Und lernte: Golf ist Sport!

MITARBEITER

STEPHANIE GEIGER geht am liebsten in den Alpen oder im Himalaja wandern. An das Touristenziel Teneriffa (Seite 48), das nicht einmal so groß ist wie das Saarland und im vergangenen Jahr 5,6 Millionen Gäste zählte, hatte sie deshalb keine allzu großen Erwartungen. Umso größer war die Überraschung, als sie erfuhr, dass auch für Wanderurlauber einiges läuft auf der Kanareninsel – auf 1500 Kilometern ausgeschilderter Wege. (Seite 48)



HOLGER APPEL hat es beruflich häufig mit Assistenten zu tun. Dem Leiter des Ressorts Technik und Motor dieser Zeitung begegnen sie auf Testfahrten mit neuen Autos beim Einparken, beim Bremsen, dem Lesen von Verkehrsschildern, dem Halten der Fahrspur oder dem richtigen Abstand, um nur ein paar zu nennen. Manche davon findet er sinnvoll, viele bevormundend, einige schädlich. Vor allem aber ist er der Meinung, dass Können am Steuer immer noch durch nichts zu ersetzen ist. Appel hat sich deshalb für dieses Heft mal wieder in den Grenzbereich begeben – und sich danach bestätigt gesehen: Ein Fahr-sicherheitstraining (Seite 45) lohnt sich für Jung und Alt. Und macht auch noch Spaß.





BY APPOINTMENT TO
THE ROYAL DANISH COURT

OLE LYNNGAARD
COPENHAGEN

SINCE 1963

Flagship Stores • COPENHAGEN • COPENHAGEN AIRPORT • PARIS • SINGAPORE • STOCKHOLM • SYDNEY
FOR STORE LOCATOR, VISIT www.olelynggaard.com



Von der „It-Bag“ zum Klassiker: Die Baguette von Fendi (Seite 34) lässt sich nicht hängen – man kann sie einfach unter den Arm klemmen.



ZUM TITEL

Iman Perez, von Yavidan Castillo im Juli beim Theaterfestival von Avignon fotografiert, ist in die Rolle des Cyrano de Bergerac geschlüpft. Das französische Model trägt dafür Cape, Hose und Bluse aus der letzten Kollektion von Karl Lagerfeld für Chanel. Iman, die Tochter des Schauspielers Vincent Perez und der Schauspielerin, Regisseurin und Autorin Karine Silla, erinnert mit dieser Rolle an ihren Vater, der im Film „Cyrano de Bergerac“ von 1990 mitspielte, und an den früheren Lebenspartner ihrer Mutter, Gérard Depardieu, der in dem vielfach ausgezeichneten Historienfilm die Hauptrolle spielte.

- 12 WOLFGANG JOOP
- 12 CHITOSE ABE
- 14 ANN DEMEULEMEESTER
- 22 KURT BIEDENKOPF
- 50 MARIE BÄUMER

MODE Viele Frauen tragen in diesem Sommer wieder lange Kleider. *Seite 10*

SPORT Taco und Ties Carlier drehen mit ihren Vanmoof-Bikes am großen Rad. *Seite 14*

DESIGN Das Textilunternehmen Fischbacher stellt in sechster Generation edle Stoffe her. *Seite 36*

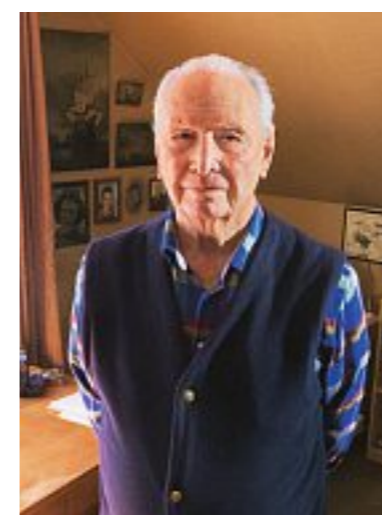
SCHÖNHEIT Zu Besuch bei einem Bio-Landwirt, der Kräuter für Naturkosmetik anbaut. *Seite 41*

ABENTEUER Mit Vollgas wird im Fahrertraining das Verhalten im Notfall geübt. *Seite 45*

REISE Seit Jahrhunderten werden auf Bali ältere Ehepaare gemeinsam zu Priestern geweiht. *Seite 49*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 14. September bei.
Im Netz: www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin

FOTOS: FRANK ROTH, EDGAR SCHOEPAL, ISTOCKPHOTO, HERSTELLER



Nach 75 langen Jahren: Rudolf Arendt war U-Bahn-Kommandant im Krieg. Jetzt wurde das Wrack seines Boots gefunden. (Seite 38)



Generationswechsel: Die Urenkel von Otto Buchinger führen die Kliniken am Bodensee und in Marbella in die Zukunft. Gefastet aber wird weiter wie vor 100 Jahren. (Seite 33)



55 Kilometer Laufstrecke und 521 Schläge: Wer den Hundert-Loch-Pokal spielt, muss wirklich für Golf brennen. (Seite 46)

PRÊT-À-PARLER



KEINE FÄHNCHEN IM WIND

Wer eine Reise antritt, der fährt nicht in den Alltag. Die traurige Wahrheit ist aber, dass sich die wenigsten dabei so benehmen, als stünde etwas Besonderes an, als gingen sie ins Theater oder feierten Geburtstag. Wenn man heute das Bild auf einem anderthalbstündigen Flug nach Südeuropa auf sich wirken lässt, das von Jogginghosen und aufblasbaren Schlafkissen geprägt ist, könnte man wehmütig an die Zeit zurückdenken, als das noch anders war. Oder auch wenn man in einem vollgepackten Bus auf dem Weg zum verspäteten Flugzeug steht, das auf einer Außenposition geparkt ist, und der Nachbar im Bus richtig schön schmatzend Kaugummi kaut. Oder wenn man in Florenz in den Uffizien zur Hauptsaison endlich einen Platz gefunden hat, um Leonardo da Vincis „Die Verkündigung“ betrachten zu können, und bemerkt, dass der Besucher nebenan nichts Besseres zu tun hat, als parallel mit einer Dame auf Facetime zu kommunizieren, die – der Erscheinung auf dem Bildschirm nach zu urteilen – erst gerade aufgewacht ist.

Aber zwischen nackten Füßen auf Hoteldachterrassen-Tischen und dem Daddeln am Handy immer und überall ist ein bemerkenswerter Gegentrend zu erkennen: Viele Frauen tragen jetzt im Sommer lange Kleider – keine Abendkleider, natürlich nicht, aber 30 Grad im Schatten sind kein Hindernis mehr für bedeckte Knie und Waden. Es sind eben keine Fähnchen im Wind, auch wenn sie auf dieser Seite so schön flattern.

Das Maxikleid des Sommers ist auch keine Keuschheitskutte. Seine Trägerinnen halten es, selbst wenn sie Touristinnen sind, vielmehr so wie die Römer in Rom. Um zu signalisieren, dass man hier zu Hause ist und mit der Hitze lebt, reichen manchmal schon ein Paar lange Chinos statt der Mainstream-Touristen-Uniform Shorts.

Also Maxikleider: Mit den Modellen von Michael Michael Kors (5) (das ist kein Druckfehler, die Linie heißt wirklich so) und Rat & Boa (2) (erhältlich im Online-Shop Matchesfashion) ist man über Tag schick und abends schicker angezogen. Dabei entscheidet die Länge der Kleider heute nicht mehr über Tag und Nacht, siehe das leichte Jersey-Modell von Marc O'Polo (3) und die Kleider aus fester Baumwolle mit Muster von Le Sireneuse Positano (4) (ebenfalls über Matchesfashion) und mit Borte von Weekend Max Mara (1).

So geht es in die Hundstage, während Umweltministerin Svenja Schulze (SPD) gerade angekündigt hat, das Fliegen teurer machen zu wollen. Der Mensch setze der Erde mit seinem Verhalten einfach zu sehr zu. Wäre Fliegen für ihn wieder etwas Besonderes, die Umwelt würde es danken. In jeder Hinsicht. (jwi.) Foto Helmut Fricke

EIN FREISCHWINGER AUF VIER BEINEN

Stühle, die bewegen – dafür ist das Unternehmen Aeris in Haar bei München bekannt. Bestes Beispiel dafür ist der Hocker Swopper, ein Bürostuhl ohne Rückenlehne, der dank einer federgelagerten 3D-Technologie in alle Richtungen schwingen kann. Das entlastet die Bandscheibe und fördert die Durchblutung. Auf diesem Stuhl muss man stets das Gleichgewicht halten, und die Wirbelsäule ist immer leicht in Bewegung.

Die Idee hatte Josef Glöckl. Da sein Swopper so erfolgreich ist (seit 1997 wurden mehr als eine halbe Million der Hocker verkauft), stellt der gebürtige Österreicher den Entwurf seit 2002 auch selbst her. Glöckl ist von Hause aus Bauingenieur. Nach der Wende arbeitete er eine Zeitlang für die Treuhandanstalt in Dresden. Als Büromensch litt er damals an Rückenschmerzen, fand aber keinen

vernünftigen Bürostuhl, der ihm Linderung verschaffte. So entwickelte er seinen bewegenden Hocker.

Fürs starre Sitzen ist der menschliche Körper einfach nicht gemacht. Auf Dauer verspannt die Muskulatur. Darauf aufbauend hat der Hamburger Designer Andreas Ostwald für Aeris eine Stuhlfamilie entwickelt, die frei schwingen kann, auch wenn sie auf vier Beinen steht. Denn die Sitzschale aus Polypropylen ist dank der Kinematik unter ihr beweglich. Ostwald hat für seinen Stuhl Numo zwei Mechaniken entwickelt, die auf dem Prinzip der scheren Wippe basieren. Dabei kreuzen sich zwei Hebelarme, die nicht auf Achsen, sondern auf doppelten Desmopanscheiben gelagert sind.

Der Numo ist kein reiner Bürostuhl: Es gibt ihn sogar mit Kufengestell für den Einsatz im Freien. Auch dafür wurde der Entwurf mit der höchsten Auszeichnung beim Red Dot Award „Best of the Best“ in der Kategorie Wohn- und Sitzmöbel bedacht. (pps.)



FOTO HERSTELLER



MR MARVIS
AMSTERDAM

SUMMER IS CALLING

Starte deinen Sommer in Style mit der ultimativen Shorts von MR MARVIS. Das ikonische Design in 35 Farben, elastischer Hosenbund, Taschen mit Reißverschluss und eine besonders weiche Stretch-Baumwolle machen die MR MARVIS Shorts zu einem Muss in jedem Kleiderschrank. Komm in die #MRMARVISMOOD und der Sommer kann beginnen.

SHOPPE DIE PERFEKTEN SHORTS AUF MRMARVIS.DE



- HANDGEFERTIGT IN PORTUGAL
- ELASTISCHER HOSENBUND PASST SICH DIR AN
- TASCHEN MIT REIßVERSCHLUSS
- VERFÜGBAR IN 35 FARBEN
- KOSTENLOSER VERSAND & RETOUR

BESTELLE JETZT DEINE SHORTS AUF MRMARVIS.DE

nur online verfügbar



SNEAK AROUND (10) SACAI X NIKE BLAZER

In den vergangenen Jahren hatte sich Nike hauptsächlich auf die Zusammenarbeit mit männlichen Designern konzentriert. Nun setzt der größte Sportartikelhersteller der Welt endlich auf Frauenpower. Zuletzt kam Chitose Abe zum Zug, die japanische Designerin, die ihr Label Sacai in wenigen Jahren zu einer Trendmarke gemacht hat. Ihre Zusammenarbeit mit Nike ist eine der begehrtesten Sneaker-Veröffentlichungen dieses Jahres.

Schon in ihrer Kindheit war die Dreißigjährige fasziniert von der Modesezene in Tokio. In jungen Jahren kam sie durch ihre Mutter, die als Näherin arbeitete, in Berührung mit Textilien. Nach ihrem Abschluss arbeitete sie für Comme des Garçons und Junya Watanabe, bis sie 1999 ihr Label gründete. Sie führte Sacai zunächst von zu Hause aus und eröffnete 2003 ein kleines Studio in Tokio. Seit 2009 stellt sie ihre neuen Kollektionen beim Prêt-à-porter vor. Trotz der nun auch internationalen Anerkennung öffnete der erste Flagship-Store erst 2011 im Tokioter Stadtteil Aoyama. Chitose Abe, eine so freundliche wie entschiedene Designerin, hat ihr Label weiter zu 100 Prozent in ihrem Besitz. Dadurch hat sie geschäftlich die volle Kontrolle und kreativ jede Freiheit.

Von Frühjahr 2015 an enthielten Sacai und NikeLab eine Reihe gemeinsamer Kollektionen. Chitose Abe verlieh dem sportlichen Ansatz von Nike einen Hauch von Eleganz, indem sie die klassischen Sportbekleidungsstücke wie Trainingsjacken und Trainingsanzüge mit Rüschen, Netzstoffen und asymmetrischen Details verzierte. Mit Erfolg: Ihre Damenkollektion war bahnbrechend.

Und nun gibt es endlich wieder eine Zusammenarbeit. Zwei ikonische Nike-Schuhe hat sie in einem abstrakten Hybrid-Design vereint. Die Silhouette verbindet den Nike Dunk und den Nike Blazer und hat doppelte Zungen, Schnürsenkel und Swooshes mit Nike-x-Sacai-Co-Branding



auf dem Fersen-Tab. Der Double Layered Look soll die Idee von Stabilität verkörpern, auch die Sohle zieht sich teilweise sehr weit nach oben und macht den Eindruck, als wäre sie aus mehreren Einzelteilen zusammengesetzt. Das Obermaterial ist aus Leder und unterstreicht durch die Anordnung der Farben die einzelnen Designelemente. Die skate-inspirierte Silhouette soll die charakteristische vielschichtige Ästhetik von Chitose Abe aufgreifen. Das Konzept wurde gleich noch weiter vorangetrieben, und es entstand der Sacai x Nike LDV Waffle Daybreak, eine Kombination zweier weniger bekannter Swoosh-Silhouetten: des Nike Waffle Daybreak und des LDV Fusion.

Knapp ein Jahr lang habe ich auf diese Kooperation gewartet. Vom Ergebnis wurde ich nicht enttäuscht. Sowohl der Blazer als auch der Daybreak sind gelungene Sneaker. Dass Nike jetzt mit Designern arbeitet, die avantgardistische Formen bevorzugen und viel experimentieren, ist der richtige Schritt in die Zukunft. Auf dem Wiederverkaufmarkt wird der Sacai x Nike Blazer derzeit für rund das Doppelte des Verkaufspreises gehandelt. Sei's drum – ich behalt' mein Paar. *Aylin Güler*



„Man traut in Deutschland keinem Designer“: Wolfgang Joop, 74, im Juli in Berlin bei der Präsentation seiner Kollektion für van Laack

„ICH HABE DAS HEMD AUF DEN KOPF GESTELLT“

Herr Joop, leben Totgesagte länger?

Das sagt man so, oder? Das sagt man vor allem über eine Marke, die richtig staubig ist. Die wiederzuerwecken lockt sehr kreative Leute an, die sich das zutrauen. Eine totere Marke als Gucci gab es vor Tom Ford nicht. Eine totere Marke als Chanel gab es vor Lagerfeld auch nicht.

Sie haben nach dem Ausscheiden bei dem von Ihnen gegründeten Label Wunderkind nun einen neuen Job: Bei van Laack sind Sie als Kreativdirektor der neuen Marke „van Laack Meisterwerk by Wolfgang Joop“ ab sofort für zwei Kollektionen pro Jahr verantwortlich.

Natürlich kommt die Frage: „Warum jetzt noch mal?“

Und, warum?

Ich hatte keinen Abschied genommen. Nach Wunderkind wusste ich, dass ich mit der Mode nicht aufhören werde. Aber ich wusste auch, dass ich kein Unternehmer mehr sein wollte. Es brauchte die richtige Orientierung mit leichtem Gepäck. Für van Laack war ich bereit.

Wie kam es zu der Zusammenarbeit?

Ich hatte das Glück, einen ihrer Mitarbeiter per Zufall in der „Paris Bar“ getroffen zu haben. Als er sagte, er sei von van Laack, wurde ich hellhörig. Die fand ich schon immer gut. Von van Laack war mein Konfirmationshemd, ich hatte mich bei meinen Eltern erfolgreich gegen ein anderes durchgesetzt. Wenig später kam der Anruf des CEOs Christian von Daniels. Er ist so *open minded*, er hat mich einfach gewähren lassen. Es gibt nicht viele Unternehmen in Deutschland, die so eine Partnerschaft ermöglichen.

Inwiefern?

Man traut in Deutschland keinem Designer – das könnte ja riskant sein! Weil Marken lieber den mediokren Geschmack wollen, von dem sie glauben, dass der Deutsche ihn will. Mode ist Aufregung! Warum denn noch Kleider kaufen, wenn man eh schon zu viele hat? Wenn ich etwas Neues möchte, dann will ich mich neu zeigen, neu fühlen.

Van Laack ist für seine Business-Hemden bekannt. Worin liegt für Sie die kreative Herausforderung?

Im Grunde war mein Denken bei Wunderkind auch sehr *shirting*. Die Kleider waren Shirts in verschiedenen Variationen. Dann stellte ich fest, dass van Laack mit dem gleichen Lieferanten arbeitet, mit dem ich auch gearbeitet habe. Es ist kein Absturz in ein anderes Niveau. Aber es fehlte ihnen natürlich ... hallo-ho (*schwenkt seine Hand, als würde er mit einem Zauberstab fucheln*). Ich schon

nervös und ihr noch am Schlafen? Anfangs hatte ich das Gefühl, die machen nur Urlaub.

Und dann haben Sie in kürzester Zeit eine Kollektion auf die Beine gestellt.

Das haben wir in nur zwei Monaten geschafft! Zu meinem Talent kommt bei van Laack der kommerzielle Aspekt, das funktioniert. Wir haben ein wunderbares Werk in Tunesien. Aus der Kläranlage kommt ein Wasser heraus, das ist so sauber wie in diesem Glas hier, das könnte man trinken. Alles habe ich genau geprüft, weil ich eines weiß: Ich werde heute nach diesen Dingen gefragt.

„Van Laack – das königliche Hemd“ lautete ein früherer Slogan der 1881 gegründeten Marke. Es heißt, dass in den Neunzigern ausgerechnet Sie, damals noch mit der Marke Joop, zu einem der größten Konkurrenten wurden.

Und heute entwerfe ich für sie. Witzig, oder? Aber ich habe lange gewartet. Joop ist derweil Menswear geworden. Das ist traurig. Mir fehlen Sexappeal und Spannung. Bei van Laack konnte ich auch die Frauen reinbringen. Da ist der schärfste Rock überhaupt dabei, wie ich ihn schon in den Siebzigern hammerscharf an allen Mädchen fand, die ich kannte: ein verstellbarer Wickelrock aus Hemdenstoff, ein doppelter Kreis mit Taschen. Meine Frau trug so etwas damals während der Schwangerschaft.

Und das Motto der Kollektion, „Shirt-Life-Balance“?

Das ist ein Wort, das ich natürlich oft benutze: Es muss alles in der Balance stehen. Die Kollektion ist um ein Hybrid-Business-Hemd herumgebaut, das ich erfunden habe. Es hat seitlich eingearbeitete Gewirk-Streifen, die Bewegungsfreiheit erlauben. Generell habe ich das Shirt auf den Kopf gestellt. Hemden bemalte ich wie eine Leinwand. Ich bin zudem ein großer Sammler afroamerikanischer Kunst. Davon inspiriert habe ich Hip-Hop mit reingebracht und ein wenig *hillbilly*. Alles ist etwas ironisch, aber auf eine unzynische Art.

Können Sie das erklären?

Für einen Herrenlook kombiniere ich zum Beispiel ein Sakko zu einer Boxershorts, als hätte der Junge die Hose vergessen. Das finde ich an der Mode im Gegensatz zur Kunst so toll: Design kommt in den Alltag und verändert ihn. Mit jedem einzelnen *piece* kannst du deine Garderobe neu aufbauen. Kunst bedeutet Distanz. Bei der Mode ist alles zum Anfassen.

Die Fragen stellte Celina Plag.

SO SERVIERT DAS CHUTNIFY DAS ORIGINAL.



Coca-Cola, Coke, die Konturflasche und das rote Rundlogo sind eingetragene Schutzmarken der The Coca-Cola Company.

Coca-Cola

Aparna Aurora serviert original südindische Dosas und dazu eine Coke Zero Sugar aus der klassischen Glasflasche.

Entdecke ihre Geschichte auf:
WWW.YOUTUBE.COM/ORIGINALWAY

TASTE THE FEELING®

PRÊT-À-PARLER



EIN PINSELSTRICH FÜR DEN NEUBEGINN

Es war eine Überraschung, als Ann Demeulemeester vor fünf Jahren ihr Label verließ. Die belgische Modemacherin hatte 28 Jahre lang ihre Marke erfolgreich geführt und bewiesen, dass es auch ohne einen großen Konzern geht. Seither war es ruhig geworden um die Konzeptualistin, die mit Dirk Bikkembergs, Walter Van Beirendonck, Dries Van Noten, Dirk Van Saene und Marina Yee zu den legendären „Antwerp Six“ gezählt wird, die seit den Achtzigern die Welt der Mode mit asymmetrischen und körperfernen Entwürfen auf den Kopf stellten. „Frauen sind keine Barbie-Puppen“, sagte Ann Demeulemeester über ihre androgyne Mode, die lange stilprägend war.

2014 hatte sie genug davon. Die Designerin, die im Dezember 60 Jahre alt wird, zog sich mit ihrem Ehemann, dem Fotografen Patrick Robyn, aus der Stadt zurück. Die beiden renovierten ein Landhaus aus dem 19. Jahrhundert und richteten es mit selbst entworfenen Möbeln ein. Ums Haus herum legten sie einen Garten an. Die einstige Modeschöpferin begann, Obst und Gemüse zu ziehen. Sie kochte, entwickelte Rezepte und entwarf ihr eigenes Geschirr und Besteck. Dafür modellierte sie mit Ton und beschäftigte sich mit der Porzellanherstellung.

Schließlich wurde daraus eine Kooperation mit der belgischen Marke Serax. Eine Kollektion mit Gläsern entstand, dazu zwei Porzellangeschirre, die in China nach Demeulemeesters Vorgaben von Hand bemalt werden. Bei Dé zum Beispiel ließ sich die Belgierin von Chiaroscuro, der Hell-Dunkel-Malerei der Spätrenaissance, inspirieren. Die Schattenmalerei auf den Tellern, der harmonische Farbverlauf (Dégradé), entsteht durch feine Schraffuren mit dem Pinsel. Neben einer schwarzen Serie gibt es eine Variante in Rot sowie ein passendes Besteck: Zoë. (pps.)



Mode-Ikone: Ann Demeulemeester entwirft heute Gläser, Besteck und Geschirr aus Porzellan – wie Dé, das mit Licht und Schatten spielt.



FRIEDE SEINER TASCHE!

Die Shopping-Mall Bikini Berlin wird fünf Jahre alt. Bei allen Problemen, von denen auch dieses Einkaufszentrum in Zeiten des zunehmenden Online-Handels nicht verschont bleibt, ist das eine kleine Leistung. Zum Jubiläum ist gemeinsam mit dem Berliner Designer William Fan eine Tasche aus recyceltem Polyurethan entstanden, die von Donnerstag nächster Woche an in limitierter Stückzahl erhältlich ist. Sie sieht aus wie eine modische Interpretation der karierten Einkaufstasche, die man aus dem einschlägigen Großhandel kennt. Wie es sich zum Geburtstag gehört, gibt es die Tasche weder zu kaufen noch zu gewinnen, sondern geschenkt, also fast. Bikini Berlin bedient sich nämlich eines alten Retail-Tricks: Wer im Wert von 150 Euro einkauft, bekommt den Shopper gratis dazu. Die Einkäufe können dann gleich in der Designer-tasche verstaut werden. (cpl.)

PRÊT-À-PARLER

EIN RAT FÜR DIEBE: KEIN RAD FÜR DIEBE

Ihre Fahrräder sind leicht zu erkennen: Sie haben alle ein dickes Oberrohr, das an seinen Enden Vorder- und Rücklicht aufnimmt. Zehn Jahre ist es her, dass die Brüder Taco und Ties Carlier Vanmoof gründeten. „Moof“ steht für Bewegung, der Zusatz „van“ weist den Weg in die Niederlande und die Fahrradmetropole Amsterdam, wo der Unternehmenssitz ist. Ihr beeindruckender Erfolg hat auch mit den rasant gestiegenen Verkaufszahlen von E-Bikes zu tun: Allein in Deutschland wurden 2018 eine Million Stück verkauft. Vanmoof hat schon mehr als 100.000 Fahrräder auf die Straßen der Welt gebracht.

Wichtig ist den Brüdern, dass ihre Räder aussehen wie aus einem Guss. Was sie nicht wollen, ist ein Haufen Teile von verschiedenen Herstellern. So feilten der mittlerweile 41 Jahre alte Taco Carlier und der ein Jahr jüngere Ties an Design und Funktion. Immer mehr der eigens entwickelten Elemente packten sie in den Rahmen: den Elektromotor zum Beispiel, aber auch den Diebstahlschutz, der mit einem Mehrphasenalarm abschreckt.

Auch das Schloss ist integriert, es entriegelt sich, sobald der Besitzer mit einem Smartphone in Reichweite ist. Der Clou aber sind die hauseigenen Fahrradjäger, die auf der ganzen Welt im Einsatz sind: Wird ein Vanmoof Electrified gestohlen, können die „bike hunters“ die Diebe dank Tracking-Signal verfolgen. Sie bringen das Rad – in bislang 70 Prozent der Fälle – seinem Besitzer zurück. Wenn nicht, wird das Rad einfach ersetzt. (pps.)



Integriertes Design: Auch beim Electrified S2 von Vanmoof stecken die Funktionselemente im Rahmen des Fahrrads.

FOTOS: HERSTELLER



IAA FRANKFURT
OUTDOOR SPACE EAST FA52
SEPTEMBER 10 - 22, 2019

...the ultimate cabrio jacket.

HB
HEINZ BAUER
MANUFAKT



Boote wie Torpedos:
Gianfranco
Franciosi auf dem
Gelände seiner
Werft in Ameglia

UNTER NARCOS

Gianfranco Franciosi schraubte an Motoren und baute Speedboote. Bis ein spanischer Drogenboss vor seiner Tür stand – und er zum Undercover-Mechaniker wurde.

Von David Klaubert, Fotos Carlos Bafile

Als Gianfranco Franciosi dämmerte, dass er die Kontrolle über sein Leben verlor, hatte es sich schon so sehr beschleunigt, dass jeder Fehler tödlich sein konnte. Er stand am Steuer einer Albatro Tender 50, einer Luxusyacht, die er selbst aufgemotzt hatte, angetrieben von drei Motoren à 470 PS und mit Stauraum für drei Tonnen Kokain. Er flog nach Venezuela, für Partys, auf denen Prostituierte Schichtdienst schoben, und um dort ins Geschäft eingewiesen zu werden. Er hatte das Vertrauen des spanischen Drogenbosses. Und das Vertrauen der italienischen Antimafia-Anwaltschaft. Er ging zu Lagebesprechungen im Polizeipräsidium in Genua ein und aus, er trug versteckte Kameras und Aufnahmegeräte. Sein Leben jagte auf den Showdown zu wie ein Actionfilm. Gianni, der Mechaniker.

Doch das Leben ist kein Film. Auf das Ende der Mission folgte kein Abspann. Es ging weiter, in einem Zeugenschutzprogramm, das nicht funktionierte. Zermürbt von der Bürokratie und den Vorschriften eines Staates, der ihn nun nicht mehr brauchte. Verdächtig, gemiedet, pleite. Und bis heute in Angst vor der Rache derer, die er verraten hat. Jedes Mal, wenn er in seinem verqualmten Mini unterwegs ist und sich ein Motorrad nähert, zuckt er zusammen. Zwei Männer auf einer Maschine, die Gesichter von Helmen verdeckt: Cazzo! Sein Herz beginnt zu rasen. Er greift nach der kugelsicheren Weste auf dem Beifahrersitz, im Fall des Falles kann er die von innen gegen das Seitenfenster drücken. Denn was nützt es, den Oberkörper zu schützen, wenn die, die ihn töten sollen, auf seinen Kopf schießen.

Gianfranco Franciosi, 40 Jahre, von denen er zwei Gianfranco Ferrero war, ist zurück in Ameglia, wo er aufgewachsen ist, wo alles begann. Das Dorf liegt im südlichsten Zipfel Liguriens, ein paar tausend Einwohner, der historische Kern oben auf dem Hügel, der Hafen unten an der

Mündung des Magra, dahinter das Meer. Als Franciosi seine Geschichte erzählt, lebt er gerade im „Ala Bianca“, dem Hotel eines Freundes, in dem vor allem Reisegruppen absteigen, die auf dem Weg zwischen Pisa und den Cinque Terre einen Stopp einlegen. Von hier aus führt er zu den Schauplätzen seines Lebens wie durch Kulissen.

Los geht es gleich auf der anderen Straßenseite. Hinter einem Zaun liegen zwei Polizeiboote im Gestrüpp, daneben die Halle einer Werkstatt. Schon mit 17 war er hier sein eigener Chef. Ein gemächliches Leben hat Gianfranco, Sohn einer spani-



Beladen: Der venezolanische Kutter Doña Fortuna transportierte tonnenweise Kokain.



Beschlagnahmt: Die Polizei zeigt Handys, Geld und Luxusuhren des spanischen Drogenbosses.



Bedroht: Diese Patronen lagen eines Morgens auf dem Auto von Gianfranco Franciosi.

schen Köchin und eines italienischen Gastwirts, nie gelebt. Für den Schulweg baute er einen Rasenmähermotor an sein BMX. Nachmittags schraubte er in der Werft eines Nachbarn an Rennbooten. Öl bis an die Ellenbogen, Benzin in der Nase, das liebte er. Mit 15 lernte er in der Diskothek Marica kennen, fünf Jahre älter als er. Wenig später bekam er seinen ersten Sohn.

Gianfranco verließ die Schule, ohne Studium, ohne Ausbildung. Aber mit einem außergewöhnlichen Gespür für Motoren. Einmal frisierte er zwei Volvo Penta, gewöhnliche Diesel, die Drehzahl von 3000 auf mehr als 8000, dröhnende Ungeheuer kurz vor der Explosion. Er montierte sie an ein altes Speedboot, das ihm sein Nachbar geschenkt hatte, und trat bei einem Rennen an. Im Ziel waren die Motoren ruiniert. Aber er kam an. Und ließ viele andere hinter sich. Gianni, der Mechaniker, machte sich über Ameglia hinaus einen Namen.

Am Abend des 22. Januar 2005 wurde dann mitten in Rom ein Mann ermordet: Giuseppe Valentini, genannt Tortellino. Franciosi sah die Nachricht im Frühstücksfernsehen. Drei Schüsse in den Kopf, danach waren die Killer auf ihrem Motorroller geflohen. Als Motiv vermutete die Polizei eine Auseinandersetzung unter Mafia-Clans. Schließlich war Tortellino ein vorbestrafter Drogenhändler.

Franciosi erschrak. Tortellino war einer seiner treuesten Kunden. Ein Unternehmer, der Tauchschulen in Italien und Spanien betrieb. Das jedenfalls habe er ihm geglaubt, sagt Franciosi. Immer wieder war Tortellino nach Ameglia gekommen. Er wollte keine billigen Gummidinger, sondern hochseetaugliche Geschosse. Übermotorisiert für seine Zwecke, eigentlich. Aber er zahlte pünktlich und auf Rechnung, alles sauber. Ein weiteres Boot wartete schon in der Werkstatt darauf, dass Tortellino es abholte.

Gianfranco Franciosi hat auch ein gutes Gespür für Geschichten. Er springt von Pointe zu Pointe wie ein Speedboot über

die Wellen. Er genießt es. Und immer wieder überdreht er dabei. Nicht alle Details seiner Erzählungen stimmen, viele sind aufgemotzt. Viele lassen sich nicht überprüfen. Schließlich geht es um eine Undercover-Mission in einem internationalen Drogenkartell. Aber es gibt Beweise und Zeugen, die seine unglaubliche Geschichte grundsätzlich bestätigen: Gerichtsunterlagen, Briefe, Fotos. Marica, seine Ex-Freundin, Deborah, seine Ex-Frau. Ein spanischer Drogenfahnder, der Staatsanwalt, der die Ermittlungen leitete, und der Polizist, der die Sonderkommission führte. Er sagt: „Über diese Operation könnte man wahrlich ein Buch schreiben.“

Nach Tortellinos Tod, sagt Franciosi, hätten ihn viele im Dorf misstrauisch beäugt. Er war ja immer wieder mit dem Mafioso gesehen worden. Trotzdem vergaß er die Episode schnell. Sein Alltag nahm ihn ganz in Beschlag: die Boote, die beiden Söhne David und Malcom, die wiederkehrenden Krisen mit Marica.

Bis er eines Tages, zwei Jahre später etwa, vor dem Tor seiner Werkstatt abgefangen wurde. Zwei Typen warteten im Auto auf ihn. „Wir suchen Giannino, das bist du, oder?“, fragte der eine, ein Neapolitaner, das erkannte Franciosi am Akzent. „Wir sind Freunde von Tortellino.“

Franciosi war morgens immer der erste in der Werkstatt, meist gegen sechs, so erzählt er, seine Arbeiter kamen um acht. Er war sich sicher, dass die Fremden das wussten, dass sie ihn beobachtet hatten. „Müssen wir mitten auf der Straße sprechen?“, sagte der zweite, ein junger Kerl, so um die 30. Er sprach Spanisch. Und weil Franciosi nicht wusste, was er sonst tun sollte, nahm er die beiden mit ins Büro der Werkstatt.

Tortellino habe immer sehr gut von Gianninos Fertigkeiten als Mechaniker gesprochen, sagte der Spanier, der sich als Elías vorstellte. Deshalb wolle auch er mit ihm ins Geschäft kommen. Er brauche ein Schlauchboot, schnell und stark, 3000 Kilogramm wolle er damit transportieren. Er sagte auch, worum es ging: Kokain.



Allein: Über Jahre hielten ihn viele im Dorf für einen Verbrecher – sogar sein eigener Vater.

Noch am selben Tag, sagt Franciosi, sei er in die Stadt gefahren und habe der Polizei von dem Vorfall erzählt. Die Polizisten hätten ihn gebeten, auf das Geschäft einzugehen, damit sie die beiden Männer überprüfen könnten. Kriminalkommissar Francesco Navarra, der die Ermittlungen später von Genua aus leitete, erinnert sich anders: Franciosi habe schon Geschäfte mit dem Spanier gemacht, bevor er mit der Polizei zusammenarbeitete. „Er hat eine Weile gebraucht, um zu verstehen, wie gefährlich das Spiel war, auf das er sich eingelassen hatte.“ Zu welchem Zeitpunkt sich Franciosi tatsächlich an die Polizei wandte, ist nicht sicher nachzuvollziehen, der Kontakt blieb lange inoffiziell. Auch die Polizisten brauchten wohl eine Weile, um zu verstehen, wie groß der Fall war, der sich da vor ihnen auftrat.

Franciosi jedenfalls kam mit dem Spanier ins Geschäft, er hatte ja noch das Schlauchboot in der Werkstatt stehen, das Tortellino nicht mehr abholen konnte. Elías bezahlte es bar. Und bald schon bestellte er ein zweites.

Den Kontakt hielt Elías über Mobiltelefone, die er Franciosi zukommen ließ: spanische oder portugiesische Prepaid-Handys, billige Dinger, die alle paar Wochen ausgewechselt wurden. Und über Blackberrys, denn deren Messenger, erklärte Elías, sei abhörsicher. Er wollte auf dem Laufenden gehalten werden, wollte Fotos von den Booten, wurde ungeduldig, wenn Franciosi mal nicht erreichbar war. Und er lud ihn zu sich nach Spanien ein. Elías habe ihm nur Uhrzeit und Flugnummer geschrieben, sagt Franciosi. Die Tickets seien immer schon gebucht gewesen. Am Flughafen wartete dann ein Fahrer, der ihn weiter an die galizische Küste brachte, Elías' Heimat.

In einem Restaurant namens „O Cruceiro“, eine halbe Stunde von Santiago de Compostela, so erinnert sich Franciosi, wurde er vorgestellt: „Der Mechaniker, der unsere Boote zu Ferraris macht!“ Dann habe Elías ihm eine Rolex überreicht. Als er sich umsah, erkannte Franciosi, dass alle Männer am Tisch solch eine Armbanduhr trugen.

Elías habe keine Gelegenheit ausgelassen, seine Macht zu demonstrieren, sagt Franciosi. Er habe ihn mit auf eine Reise nach Caracas genommen. „Dort hat uns die Polizei aus dem Flughafen eskortiert.“ Elías habe ihm seine Villa gezeigt, habe mit ihm seine venezolanischen Geschäftspartner besucht, Orgien mit Prostituierten, auf denen nur eine Regel galt: Wer für Elías arbeitete, durfte selbst kein Koks anrühren. „Er war dort ein König.“ Bestätigen lassen sich die Details dieser Reise nicht, ein spanischer Drogenfahnder aber erinnert sich, dass Franciosi tatsächlich mit in Venezuela war. Kommissar Navarra sagt: „Gut möglich, aber nicht während der Zusammenarbeit mit uns.“

Dank Franciosis Hinweisen gelang es den italienischen Polizisten, mehr über den Spanier herauszufinden: Elías Piñero Fernández, geboren 1975, wurde verdächtigt, am Transport großer Mengen Kokain nach Europa beteiligt zu sein. Er hatte Kontakte zu kolumbianischen und venezolanischen Kartellen. Zu seiner Kundschaft gehörte unter anderen die Camorra, die neapolitanische Mafia. Davon waren die spanischen Ermittler überzeugt. Schon seit Jahren hatten sie Piñero im Fokus. Beweisen konnten sie ihm bislang nichts.

Die Polizisten ermunterten Franciosi, den Kontakt aufrechtzuerhalten. Doch Elías blieb vorsichtig. Er gab ihm einen

UNTER NARCOS

Auftrag, der nichts mit Booten zu tun hatte: Er sollte einen Verräter erschließen.

„Elías wollte mich testen“, sagt Franciosi. „Das ist die einzige Möglichkeit, sicher zu sein, dass einer nicht mit den Sicherheitsbehörden zusammenarbeitet: wenn er jemanden tötet.“ Einer seiner Männer in Italien habe der Polizei Hinweise auf Kokaintransporte gegeben, sagte Elías. Dafür müsse er sterben. „Er wollte sehen, wie ich reagiere. Deshalb habe ich den Harten gegeben: Klar, kein Problem, geb mir eine Pistole!“ Zurück in Italien, meldete sich Franciosi bei der Polizei. „Das war der Moment“, sagt Kommissar Navarra, „in dem er endgültig verstanden hatte, dass er in einer sehr komplizierten Lage war.“

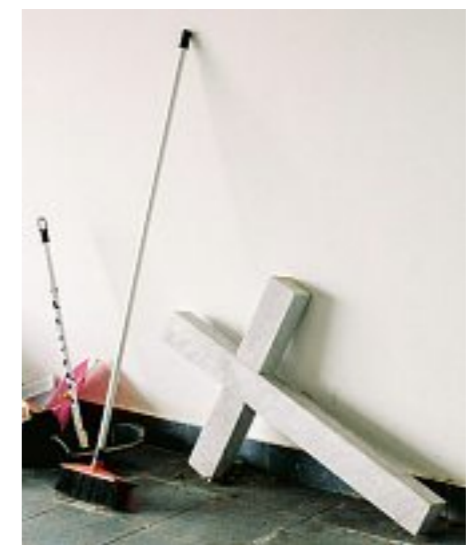
Die Polizisten in Genua beruhigten Franciosi und schickten ihn zurück nach Ameglia. Er geriet in eine Verkehrskontrolle. Und als die Beamten seinen Lastwagen durchsuchten, fanden sie die Bauteile einer Pistole. Er wurde wegen illegalen Waffenbesitzes vorläufig festgenommen. Die Lokalzeitung berichtete darüber und nannte seinen Namen.

Elías fiel auf die fingierte Festnahme herein. Aber nicht nur er. „Spätestens von diesem Tag an war ich für alle im Dorf ein Verbrecher“, sagt Franciosi. Marica hatte er angedeutet, dass er mit der Polizei zusammenarbeite. Sonst war außer der Sonderkommission niemand eingeweiht, nicht einmal die Carabinieri der Wache in Ameglia. Zu groß war die Gefahr, dass Elías oder seine italienischen Partner erfahren könnten, dass sich ein Spitzel in ihre Reihen eingeschlichen hatte.

Aussteigen konnte Franciosi nicht mehr. Von beiden Seiten wurde er immer weiter angetrieben. Der einzige Ausweg, den er



Erinnerung: Von seiner letzten Mission hat Franciosi Handys und Dokumente aufbewahrt.



Mahnung: Halb im Spaß, halb im Ernst haben Freunde ihm ein Grabkreuz geschenkt.

sah: so lange mitzuziehen, bis Elías verhaftet werden konnte.

Die Polizisten machten ihm Hoffnung, dass es bald so weit sein könnte. Franciosi hatte ein weiteres Boot umgebaut, eine Albatro Tender 50. „Ich bin selbst einmal damit gefahren“, sagt Kommissar Navarra. „Ein Torpedo.“ Die Polizisten versteckten darin ein Ortungsgerät und Mikrofone, die alle Gespräche an Bord aufzeichnen sollten.

Elías schickte einen seiner Männer nach Ameglia, um das Boot abzuholen. Franciosi kannte ihn schon: Mario, die rechte Hand des Bosses, ein misstrauischer Soziopath. Wieder bewies Elías, was ihn so erfolgreich machte: seine Unberechenbarkeit. Gianfranco, so ordnete er an, solle das Boot selbst nach Spanien fahren, zusammen mit Mario. Und zwar, anders als geplant, nicht morgen, sondern sofort.

Die Sonderkommission erhielt noch eine Nachricht von Franciosi, dass es losgehe, mitten in der Nacht. Doch sie waren nicht bereit und verloren das Signal des Bootes. Erst später erfuhren sie, dass es von Frankreich, auf der Höhe von Marseille etwa, von der französischen Küstenwache abgefangen worden war.

Der offizielle Käufer des Bootes, ein Strohmann, hatte es, wie vor riskanten Operationen üblich, als gestohlen gemeldet. Mario war in Frankreich offenbar bekannt, wegen Drogengeschäften und Geldwäsche. Sie wurden in das Gefängnis Toulon-La-Farlède gebracht und zu mehrmonatigen Haftstrafen verurteilt.

Franciosi blieb ruhig. Er war ja in offizieller Mission unterwegs. Nach einer angemessenen Frist, um seine Tarnung nicht auffliegen zu lassen, würde die italienische Polizei ihn aus dem Knast holen. Doch so einfach war es nicht: In den Ermittlungen wurde er nur als Informant geführt, er war ja kein Polizist, kein verdeckter Ermittler. Den französischen Behörden konnte er nichts vorweisen. „Ich habe mich verraten gefühlt. Vom italienischen Staat und von Elías, der hat auch keinen Finger krumm gemacht, um uns rauszuholen.“

Nur wenn er formal kooperiere und eine Aussage mache, erklärten ihm die Polizisten aus Genua, als sie schließlich doch nach La Farlède kamen, könnten sie seine Freilassung erwirken. Franciosi lehnte ab. Er hatte Angst, dass Elías Wind davon bekommen könnte, zumal Mario mit im Gefängnis war. Drei Monate und drei Wochen blieb er in Haft. Dann wurde er wegen guter Führung entlassen und des Landes verwiesen.

Sein Leben in Ameglia war in dieser Zeit zerborsten. In der Bootswerkstatt herrschte Chaos, denn der Chef war ja über Nacht verschwunden. Marica hatte endgültig beschlossen, sich von ihm zu trennen. Und sein Vater, der schon länger nichts mehr mit ihm zu tun haben wollte, war tot. „Er ist in der Überzeugung gestorben“, sagt Franciosi, „dass sein Sohn ein Verbrecher war.“

Nur Elías schien zufrieden. Er schickte seinen Bruder nach Ameglia und ließ ausrichten: Er wisse sehr zu schätzen, dass Gianfranco den Knast in Frankreich ertragen habe. Ein Beweis der Treue. Auf weitere gute Zusammenarbeit!

Auch die Sonderkommission in Genua ließ nicht locker. Sie bot Franciosi an, ihre Zusammenarbeit zu formalisieren, auf der Grundlage eines recht neuen Gesetzes, das verdeckte Einsätze von Zivilisten regelte. Sie schalteten die Antimafiastaatsanwaltschaft ein. Gianfranco Franciosi war nun auch offiziell undercover.

UNTER NARCOS

In dieser Zeit, sagt Franciosi, habe er Hass verspürt wie nie zuvor. Er habe auch weitergemacht, um sich zu rächen. Sein Verhältnis zu Elías wurde immer vertrauensvoller. Er wurde in die neuesten Pläne der galizischen Drogenhändler eingeweiht: Mit ihren südamerikanischen Partnern hatten sie einen Fischkutter namens Doña Fortuna. Beladen wurde er aus Kleinflugzeugen, die das Kokain direkt aus Venezuela auf den Atlantik hinausflogen und in der Nähe des Schiffes abwarfen. Oder in afrikanischen Häfen, die als Umschlagplätze dienten. Vollgepackt mit Kokain, kreuzte das Mutterschiff im Meer. Kleinere Boote brachten die Ware je nach Bedarf an die Küste.

Auch die spanische Polizei hatte von dem schwimmenden Drogensupermarkt gehört. „Ein Schiff mitten im Atlantik“, sagt Kommissar Navarra. „Es ist einfacher, eine Nadel im Heuhaufen zu finden.“

Die Narcos beauftragten Franciosi, Speedboote vorzubereiten. Wichtig waren extragroße Tanks, damit ihnen auf dem Rückweg über Hunderte Kilometer nicht das Benzin ausging. Und er sollte dabei helfen, die Routen zu berechnen.

Die Sonderkommission aus Genua arbeitete immer enger mit der Antidrogen-Einheit der Polizei in Galizien zusammen. Sogar der spanische Innenminister war bei einigen Besprechungen dabei. Schiffe der Marine wurden losgeschickt. An der galizischen Küste fingen sie ein Speedboot ab, das gut 3,5 Tonnen Kokain transportierte. Doch das Mutterschiff blieb ein Phantom.

Dann bekam Franciosi den Auftrag, selbst Kokain abzuholen. Er fuhr von Ameglia aus quer durchs Mittelmeer, hinaus auf den Atlantik. Mehr als eine grobe Richtung hatte auch er nicht bekommen. Auf Madeira tankte er. Und erhielt schließlich ein Passwort, mit dem er sich bei einem E-Mail-Postfach anmeldete. Er öffnete den Ordner „Entwürfe“ und fand darin zwei Zahlen: die Koordinaten.

Rund 1480 Kilometer nordwestlich der Kanarischen Inseln stoppte am Morgen des 26. Juli 2009 ein Patrouillenboot der spanischen Marine die Doña Fortuna.

Unter Deck lagerten fünf Tonnen Kokain, abgepackt in 184 Bündel. Der Wert: mehr als 250 Millionen Euro. Die Besatzung, fünf Venezolaner, wurde festgenommen. Außerdem verhafteten Spezialeinheiten in Galizien neun Männer, darunter José Manuel Vila Seira, „O Presidente“, einer der größten Drogenbosse der spanischen Geschichte. Nicht darunter war Elías Piñeiro. Die Beweise gegen ihn reichten nicht.

„Ich dachte, das war's“, sagt Franciosi, der den Polizisten die Koordinaten weitergegeben hatte. „Ich bin tot.“

Bei den Pressekonferenzen wurde Franciosi mit keinem Wort erwähnt, und auch in den spanischen Ermittlungsunterlagen tauchte sein Name nicht auf. So schaffte er es erst einmal, den Verdacht auf einen der anderen Speedbootsfahrer zu lenken. Doch Elías blieb argwöhnisch.

Vor dem Supermarkt in Ameglia traf Gianfranco in dieser Zeit Deborah wieder, eine Jugendfreundin. Sie war verheiratet und hatte vier Kinder. Trotzdem verabredeten sich die beiden nun öfter. Gianfranco überzeugte sie, sich von ihrem gewalttätigen Ehemann zu trennen. Sie wurden ein Paar. Weil Deborah immer mehr von seinen Kontakten mitbekam, weihte er



Entfremdet: Die Isolation machte Franciosi im Zeugenschutzprogramm zu schaffen. Außerdem vermisste er die Weite des Meeres.

sie ein. „Gianni war immer gut darin, den Dingen die Schwere zu nehmen, auch wenn er wusste, dass sein Leben und das seiner Familie auf dem Spiel stand“, sagt Deborah. „Er spielte es locker herunter, wenn einer der Narcos bei uns vorbeikam. Er wollte das zu Ende bringen, um endlich in Sicherheit zu sein.“

Doch die Ermittlungen zogen sich hin. Erst im März 2011 gelang es der Polizei, in der Nähe von Ameglia zwei spanische Kurier festzunehmen, mit 49 Kilo Kokain. Einer der beiden sagte im Gefängnis aus. Und als Elías immer stärker unter Druck geriet, wurde er leichtsinnig, verriet sich in Telefonaten mit Franciosi selbst. Am 29. November stürmten Spezialeinheiten seine Villa in Galizien und verhafteten ihn. In einem Bunker, versteckt hinter einem Weinregal, fanden sie eine Geldzählmaschine, Tausende Euro Bargeld, Dollar, venezolanische Bolívar, paraguayische Guarani und boxenweise Luxusuhren.

Franciosi war da schon nicht mehr in Ameglia. Denn anders als er geglaubt hatte, war mit Elías' Festnahme nicht alles vorbei. Viel zu groß war der Schaden, den er den Narcos zugefügt hatte, den Venezolanern, den Galiziern, den Neapolitanern. Viel zu groß war die Gefahr, dass sich einer von ihnen für den Verrat rächen würde.

Er war ins Zeugenschutzprogramm des italienischen Staates aufgenommen worden, zusammen mit Deborah und ihren Kindern. Hals über Kopf hatten sie ihre Koffer gepackt. Was nicht hineinpasste,



Zuhause: Inzwischen lebt Gianfranco Franciosi auf dem Gelände seiner Werft.

ließen sie zurück, so wie ihr bisheriges Leben. Über mehrere Stationen wurden sie nach Padua eskortiert, nur die Beamten des Programms waren eingeweiht. Das Haus, das sie dort bezogen, war groß und schön. Bald aber fühlten sie sich wie in einem Gefängnis.

Um zu verhindern, dass sie aufgespürt wurden, mussten sie alle Kontakte abbrechen. Nicht einmal ihren Familien durften sie sagen, wo sie waren. Sie erhielten einen neuen Nachnamen: Ferrero. Doch der existierte nur auf den Ausweisen, die es dazu gab. Sie hatten keine entsprechenden Geburtsurkunden, Krankenversicherungsnummern, Bankkonten, Zeugnisse. Ihre alten Leben waren gelöscht worden, ohne dass sie neue bekamen.

Das Geld, das ihnen monatlich vom Innenministerium ausbezahlt wurde, sagt Franciosi, habe kaum für die ganze Familie gereicht. Jedes Extra musste er schriftlich beantragen, jede Waschmaschinenreparatur. Die Kinder mussten wochenlang warten, bis die Beamten Schulen gefunden hatten. Arztbesuche mussten sie mit 48 Stunden Vorlauf ankündigen. Da sie keine Versicherung auf ihre Tarnnamen hatten, mussten sie dafür in eine andere Stadt gebracht werden. Auch als Edoardo, ihr Jüngster, krank wurde, sagt Deborah, hätten die Beamten sie getröstet. Weil er aber nicht aufhörte, sich zu übergeben, und das Fieber stieg, brachte sie ihn selbst in die Notaufnahme. Aus Sicht der Beamten riskierte sie so, dass ihr Aufenthaltsort aufzudecken könnte. Sie ordneten die sofortige Verlegung in eine andere Stadt an.

Wieder hatte Franciosi die Kontrolle über sein Leben verloren. Sie saßen in den Häusern fest, die ihnen zugewiesen wurden, isoliert und ohne irgendetwas zu tun. Gefangen im Stillstand, ohne Aussicht, dass sich das irgendwann ändern könnte. „Das ist psychische Folter“, sagt Deborah. Hinzu kam die Angst, doch aufzufallen, doch aufgespürt zu werden. Sie waren ja nicht aus der Welt. „Erklären Sie mal einem Sechsjährigen, dass er plötzlich lügen soll“, sagt Deborah. „Dass er in der Schule seinen echten Namen nicht sagen darf, nicht wo er herkommt, nicht warum er da ist. Das funktioniert einfach nicht.“

Knapp zwei Jahre hielten sie durch, in Padua, in Venedig, auf Sardinien und in Arezzo, dann entschieden Gianfranco und Deborah, das Programm zu verlassen. „Es ging nicht mehr“, sagt er.

Und so ist Gianfranco Franciosi zurück in Ameglia. Er und Deborah haben geheiratet, sich wieder getrennt. Bis heute steckt er in juristischen Scharmützeln mit dem Staat. Er hat eine Abfindung bekommen, wie sie allen zusteht, die aus dem Zeugenschutzprogramm ausscheiden, zur Wiedereingliederung. Viel zu wenig, um sich anderswo ein neues Leben aufzubauen, sagt Franciosi. Aber auch zu wenig, um sein altes in Ameglia wieder aufzunehmen. Als er in der Obhut des Staates war, kümmernte sich niemand um die Werkstatt. Das Hochwasser des Magra richtete Schäden an. Kunden, die noch Boote bei ihm stehen hatten, klagten. Und der Staat berechnete weitere Steuern und Abgaben, Zehntausende Euro, gegen deren Bezahlung er nun ebenfalls vor Gericht kämpfen muss.

Gelieben ist ihm seine Geschichte. Als er sich 2014 einen Smart mit kugelsicheren Fenstern kaufte, lagen kurz darauf zwei Projektile auf den Scheibewischern, in der Garage, trotz Videoüberwachung. Da beschloss Franciosi, an die Öffentlichkeit zu gehen. Erst in einem Fernsehbeitrag über das Versagen des Zeugenschutzes, dann schrieb er mit dem Journalisten ein Buch: „Die Uhren des Teufels“. Das italienische Fernsehen verfilmt es gerade, Netflix dreht eine Dokumentation. „Gianni ist pflichtbewusst, ein Guter. Aber ich denke, dass er in all den Jahren auch von seinem Stolz angetrieben wurde, von dem Gedanken, es irgendwann all denen so richtig zeigen zu können, die ihn für einen Verbrecher hielten und entsprechend behandelten“, sagt Deborah. „Die Aufmerksamkeit schützt mich auch. Denn Aufmerksamkeit schreckt die Verbrecher ab“, sagt Franciosi. „Gefährlich wird es, wenn ich wieder in Vergessenheit gerate.“

Elías Piñeiro Fernández wurde 2013 in Genua wegen internationalen Drogenhandels zu neun Jahren Haft verurteilt und nach Spanien überstellt. Inzwischen ist er dort im offenen Vollzug. Auch er wird bald heimkehren.



Hier zu sehen ist „Die ungebrochene Anziehungskraft der Natur“ des österreichischen Künstlers Max Peintner von 1970/71. Der Schweizer Klaus Littmann verwirklicht Peintners Vision jetzt. Vom 9. September bis zum 27. Oktober ist das Wörthersee-Fußballstadion ein Mischwald mit 284 Bäumen.

Öl auf der Haut als Sonnenschutz? Das ist langher, aber gefühlt war es gestern. Jetzt sind wir bei Butter, also bei schützender Sun Butter von der Naturkosmetik-Marke Kyra.



Profis erkennen in diesem rosafarbenen Regenmantel (Stutterheim) natürlich die Handschrift eines Designers, der daran mitgearbeitet hat. Es ist die von – Marc Jacobs!



EAR SEEDS

Auch das muss es geben in Zeiten von täglicher Meditation und Kristallen in der Hosentasche: vergoldete „Samen“, mit denen per Akupressur die Ohrmuscheln bearbeitet werden. Soll bei Jetlag helfen.



Ein neuer Monat, eine neue Wasserflasche *to go* (Air Up). Und jetzt auch mit dezentem Geschmack dank Aroma-Reservoir zum Aufschrauben. Produziert leider auch Plastikmüll.



Gute Nachrichten: Tischtennis droht in absehbarer Zukunft nicht zur Trendsportart zu werden. Tischtennis ist langlebiger, also kann diese Designer-Platte (Impatia) auf Jahre hinaus im Haus einen schönen Platz haben.



Ist zwar eine schöne Schmiere-rei, hat aber einen entscheidenden Vorteil: Wenn der Nagellackentferner nicht flüssig ist, sondern eine Creme, dann kann man ihn getrost im Handgepäck mitnehmen.

085

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Jennifer Wiebking*



Die Hamburger Gründerin Catharina Mende ist selbst ihr bestes Model. Sie zeigt, dass Tagesdecken – zum Beispiel ihres gleichnamigen Labels – nicht nur was fürs Sofa sind.

GESICHTS-TATTOOS ...

... verlieren allmählich ihr Stigma, nämlich jenes, dass es sich bei seinen Besitzern um zweifelhafte Zeitgenossen handeln muss. Also zumindest, wenn Pinterest ein belastbarer Gradmesser ist. Die Suche nach „cute face tattoos“ stieg von Dezember 2017 bis Dezember 2018 auf der Moodboard-Plattform um 466 Prozent. Dort differenziert man denn auch spätestens seitdem sehr genau, zwischen „Next-to-Eye Tattoos“, „Schläfen-Tattoos“, „Side-Face-Tattoos“, „Tattoos unter dem Kinn“ oder „Ohr-Tattoos“ – die sind übrigens auch kompatibel mit „Ear Seeds“.



Und noch ein Beispiel für Müll, der übrigbleibt, wenn man was trinken will. Dieses Mal Kaffee. Von Caran d'Ache gibt es jetzt einen Kugelschreiber aus recycelten Nespresso-Kapseln.



Noch ist Sommer. Aber nicht mehr lange, und man stapft durch Herbstlaub, und es wird grau. Kein Problem in Dr.-Martens-Sandalen mit dickem Profil und optimistischem Herz-Muster.

MOOD ↑

„ICH FÜHLE MICH IN SACHSEN GENAUSO WOHL WIE FRÜHER“

Kurt Biedenkopf über seine Liebe zu Sachsen,
die Lage in Ostdeutschland, das Machtstreben der Populisten
und das Frühstück in einer Regierungs-WG

Von Stefan Locke, Fotos Robert Gommlich

Herr Biedenkopf, ich würde mit Ihnen gern über Sachsen sprechen. Sie und Ihre Frau sind vor zwei Jahren zurück nach Dresden gezogen.

Nicht zurück! Meine Frau und ich sind 1990 nach Sachsen gekommen. Voraus ging im Dezember 1989 eine eindrucksvolle Begegnung mit Kurt Masur in Leipzig. Im Gespräch mit ihm hörten meine Tochter Susanne und ich die Orgel im Gewandhaus. Masur lud uns zu einem Besuch im Konzertsaal ein. Er bat den Organisten, für uns zu spielen. Die Kraft der Musik und ihre Schönheit überwältigten Susanne und mich. Wir hatten Tränen in den Augen. Ich bat den Maestro um seinen Rat, was ich in Sachsen Nützliches tun könne. Als ich ihn Anfang Januar wiedersah, riet er mir: „Sie müssen in Leipzig Gastprofessor werden, dann sind Sie einer von uns.“ Er hat mich damit in Sachsen integriert. Das war im Grunde der Schlüssel für alle folgenden Entwicklungen.

Wie haben Sie Sachsen und die Menschen damals empfunden?

Die Menschen waren ohne jegliche Kenntnisse und Erfahrungen in einer neuen Ordnung angelangt. Auch ich hätte im umgekehrten Fall jemanden gebraucht, der mir hilft, das Land zu verstehen, das mir bis dahin fremd war, der mir das Neue erklärt, den Übergang vom Alten zum Neuen beschreibt und welche Folgen das hat. Nehmen Sie die Braunkohle: Damals haben wir gewusst, dass dort von 150.000 Mitarbeitern nur etwa ein Zehntel bleiben kann. In Hoyerswerda habe ich versucht, den Betriebsräten zu erklären, warum das so ist. In der Diskussion meldete sich einer und sagte, sie hätten doch eigentlich das Recht, genauso wie die Kohlekumpel im Ruhrgebiet behandelt zu werden. Da stand ein anderer auf und sagte: Kollege, du weißt doch, dass das nicht geht. Er stieß nicht auf Widerstand. Die Bereitschaft war da mitzudenken. Das hat mich gefreut.

Heute steht das Thema Braunkohle wieder auf der Tagesordnung.

Ja, aber heute ist noch immer nicht geklärt, woher künftig die Energie kommen soll und wovon die Leute in der Lausitz dann leben sollen. Es ist ja sinnvoll, die Kohleverbrennung zu reduzieren. Zugleich wollen wir keinen Atomstrom mehr. Das hat Angela Merkel entschieden, ohne den Bundestag zu

fragen, doch bisher ist nicht geklärt, woher künftig der Strom kommen soll. Zyniker sagen, dann kaufen wir Atomstrom aus Frankreich und Kohlestrom aus Polen. Aber ehrlich wäre das nicht. Dabei war die Wissenschaft auf gutem Weg, Kernenergie ohne Risiko zu erzeugen. Nur leider war da die politische Wand. Was mich beim Thema Klima freut: dass einer Sechzehnjährigen gelingt, was der Politik nicht gelingt. Sie begeistert die Jugend, treibt sie auf die Straße. Sie machen das für die Allgemeinheit, denn die ist geschädigt, wenn sich das Klima verändert.

Zurück zu Sachsen: Sie sagten, Sie wollten eigentlich nicht wieder in die Politik.

Nach dem Debakel in Nordrhein-Westfalen 1987 habe ich mich zurückgezogen und bin nur im Bundestag geblieben. Nach Sachsen ging ich, um bei der Neuordnung der Wirtschaft mitzuhelfen. Ich hatte nicht die Absicht, Ministerpräsident zu werden. Erst Ende August 1990 rief mich mein Freund Lothar Späth mitten in der Nacht an und sagte: „Wir wollen Dich für Sachsen haben.“ Bis dahin hatte das Kohl schon dreimal verhindert.

War Helmut Kohls Ablehnung Ihnen ein zusätzlicher Ansporn?

Nein, ich bin ja nicht kindisch. Nach Sachsen zu gehen haben meine Frau und ich so entschieden. Wenn sie gesagt hätte: „Ich glaube nicht, dass das gut ist“, hätte ich es nicht gemacht. Aber wir haben gesagt: Wir können uns nicht verweigern. Wir wussten, wie es um die DDR steht.

Sie kannten das Land noch von früher.

Von 1938 bis 1945 lebte ich mit meinen Eltern und zwei Brüdern in Schkopau bei Merseburg. Meine Frau wohnte in Leipzig, ich kannte sie damals schon, sie war elf und ich zwölf, unsere Eltern waren befreundet. Mein Vater war einer von drei Direktoren des Buna-Werks. Ich ging in die Zwei-Klassen-Schule, die Stufen eins bis vier und fünf bis acht wurden gemeinsam unterrichtet. Das war lehrreich, weil man unterschiedlichen Altersgruppen begegnete. Als Kind sprach ich auch Sächsisch. Wobei das westliche Sächsisch weniger edel ist als das Dresdner.

Ihr Wahlkampfmotto 1990 war: „Für ein blühendes Sachsen“.

Es war ein Experiment. Aber ich hatte Wahlkampf Erfahrung, ich hatte schon den Bundestagswahlkampf 1976 als General-

sekretär geführt. Und die Sachsen waren motiviert, es war ihre erste freie Wahl.

Ihre Konkurrentin war die damalige SPD-Bundesgeschäftsführerin Anke Fuchs.

Eine gute Politikerin. Aber sie, ich und die SPD wussten schon, dass ihr Einsatz ziemlich sinnlos war. Sie mussten aber jemanden schicken. Ich wusste, dass ich in Sachsen auf fünf Millionen Menschen treffe, die keine Ahnung hatten, wie eine Demokratie und eine freie Gesellschaft funktionieren. Ich sah die Möglichkeit, das Wissen so zu transferieren, dass die Menschen es akzeptieren. Ich betonte in meinen Reden von Anfang an: Ich bin nicht euer Boss. Ihr habt die Mauer gesprengt, den sozialistischen Dunst vertrieben und eure Freiheit gewonnen. Macht etwas daraus.

Die Leute nannten Sie bald „König Kurt“.

Nach meiner Nominierung parkte ich in Leipzig am Gewandhaus mal auf dem Parkplatz von Kurt Masur. Da kam ein Wächter angelaufen und wollte mich vertreiben, aber als er mich erkannte, sagte er ganz freundlich: „Ei verbibbsch, das is' ja unser neuer Geenich.“ Die Sachsen fingen an, mir zu vertrauen. Meine Reden im ersten Wahlkampf beendete ich mit den Worten: „Der Weg wird schwer und mühsam sein. Ihr werdet in einem Jahr vielleicht vor der Staatskanzlei demonstrieren, weil ihr glaubt, ihr könntet die Last nicht ertragen. Aber in fünf Jahren werdet ihr stolz darauf sein, was ihr geleistet habt.“

Sie waren 1990 gerade 60 Jahre alt geworden, als Sie noch mal ein neues Leben anfangen und in Dresden in eine Regierung-Wohngemeinschaft zogen.

Es war keine Wohngemeinschaft. Oder doch. Die Sachsen hatten die Regierungsbildung gut vorbereitet und wollten für uns eine große Villa besorgen. Da hab' ich gesagt: Nun mal langsam. Es gab dieses ehemalige Gästehaus der Stasi, die hatte ein Hotel gemietet für Leute, die länger in Dresden wohnten. Das Haus führte eine Dame für 3000 Mark im Monat. Meine Frau besorgte für die Verwalterin eine gleichwertige Stellung, das Hotel räumte die angemieteten Apartments. Das Gebäude wurde zum Quartier für Minister, Staatssekretäre, Abteilungsleiter, Personal, Fahrer und Gäste, die aus Westdeutschland kamen und beim Aufbau der Verwaltung mitwirkten.



In Dresden: Kurt Biedenkopf (CDU) war nach der Wende von 1990 bis 2002 der erste Ministerpräsident Sachsens.

Insgesamt ein freundliches Völkchen, bei dem nur die Zurechnung der Kosten des Bierkonsums Schwierigkeiten machte.

Beschreiben Sie bitte mal das Leben dort.
Sehr kameradschaftlich und dankbar.

Sie haben gemeinsam gefrühstückt?

Ja, anders können Sie ja unter diesen Umständen gar nicht frühstücken. Ich bitte Sie! Was würden Sie denn machen, wenn Sie mit so vielen Leuten aus allen unterschiedlichen Ecken Westdeutschlands unter einem Dach wohnen? Da geht man doch nicht hin und sagt: Ich hätte aber gern Frühstück aufs Zimmer!

Kommt auf den Charakter an.

Wenn Sie einen solchen Charakter gehabt hätten, hätte ich Sie rausgeschmissen. Das hätte die ganze Gemeinschaft zerstört. Es war eine selbstverständliche, von allen Beteiligten mitgetragene Angelegenheit.

Ihre Aufgabe lautete, das Land neu aufzubauen.

Das ist zu viel gesagt. Es gab Sachsen als Land auch vorher. Das war zwar in drei Bezirke unterteilt, aber zusammen ergaben sie ungefähr das Land Sachsen, wie es zuletzt als Königreich existierte.

Sie mussten den Übergang von der Planwirtschaft zur Marktwirtschaft organisieren.

Es gab damals nichts außer Vorlagen eines Instituts, das Ludwig Erhard in den fünfziger Jahren eingerichtet hatte, um die Entwicklung in der DDR zu studieren. Darüber hinaus hatte man sich in Westdeutschland kaum für den Osten interessiert. Die DDR war abgeschlossen. Es gab schöne Worte um eine Wiedervereinigung, aber ohne reale Intention. Als ich damals im Westen Vorträge über die Wiedervereinigung hielt, sah ich, wie gering dort der Wunsch danach war.

Das lag auch an den enormen Kosten, die viele auf den Westen zurollen sahen.

Natürlich, aber wir hätten doch auch ehrlich sein müssen: Schon als Deutschland nach dem Krieg in Besatzungszonen geteilt wurde, begann Westdeutschland enorm von Ostdeutschland zu profitieren, weil wichtige Industriebetriebe und Institutionen in den Westen gingen und auch geholt wurden. Denken Sie an Audi, das in Zwickau war und eben nicht in Ingolstadt. Oder Siemens und die Max-Planck-Gesellschaft, die in Berlin ihren Sitz hatten und nicht in München. Carl Zeiss wurde von den Amerikanern aus Jena abgezogen. Alles, was halbwegs nutzbar war, wurde in Westdeutschland angesiedelt. Ostdeutschland wurde im wahren Sinn des Wortes geplündert.

Außerdem demontierte die sowjetische Besatzungsmacht Industriebetriebe, Bahngleise, öffentliche Einrichtungen.

Das sind alles auch Ursachen, warum Ostdeutschland hinter Westdeutschland zurückliegt. Mir missfällt, wie bis heute im Westen diskutiert wird nach dem Motto: Die waren und sind eben zu blöd. Nein, die Ostdeutschen hatten nach dem Krieg viel schwierigere Startbedingungen als der Westen, der das Glück hatte, von

„ICH FÜHLE MICH IN SACHSEN GENAUSO WOHL WIE FRÜHER“

Amerikanern, Briten und Franzosen besetzt zu werden. In Vergleichsuntersuchungen beleidigt der Westen die Menschen im Osten kontinuierlich mit der Behauptung: Die kommen nicht mit. Aber keiner fragt, wie die Leute in Westdeutschland mitgekommen wären, hätte Amerika ihnen nicht geholfen. So wächst nicht zusammen, was zusammen gehört. Das regt mich auf!

Haben Sie trotz der langen Teilung 1990 Ähnlichkeiten zwischen neuen und alten Ländern erkannt?

Ja, viele. Sachsen hatte nicht nur eine gute industrielle Basis, sondern hat auch eine herausragende Kultur, eine jahrtausendalte Geschichte, die Musik Bachs oder Mendelssohn Bartholdys, der in Leipzig wirkte und den Masur wiederentdeckte. Phantastisch! Kein anderes ostdeutsches Land hat eine Gemäldegalerie wie die der sächsischen Könige. Schon zu DDR-Zeiten wurde die Semperoper wiederaufgebaut. Wer hat schon so ein Opernhaus! Was die Ostdeutschen nicht hatten, war die Freiheit, die jeder braucht, der sich entfalten will.

Nach 1990 herrschte schnell Massenarbeitslosigkeit, weil die meisten Betriebe abgewickelt wurden. Daraus folgten Frust und Wut, die teils noch nicht überwunden sind. Das sehe ich anders. Die Substanz des Alten war viel zu schwach, um es wettbewerbsfähig zu machen. Trotzdem: Die Menschen in der DDR haben oft unter schwierigsten Bedingungen etwas geleistet und waren stolz darauf. Als ich in Zwickau war, wo 1991 der letzte Trabi vom Band lief, wollten die Leute wissen, wie es weitergeht. Da stellte ich eine Frage, die vielleicht hart war, aber einleuchtend: „Wer von Ihnen würde jetzt noch einen Trabant kaufen?“ Alle Hände blieben unten. Sie sahen ein, dass das nicht mehr ging. Aber dann waren VW und besonders Carl Hahn bereit, hier wieder anzufangen. Sobald Menschen merken, es geht weiter, fassen sie Mut und machen mit. Das ist heute leider nicht mehr selbstverständlich.

Wie empfinden Sie Sachsen heute?

Ich finde das Land wunderbar. Die Menschen, die hier leben, sind mir offen und ehrlich begegnet. Sie stehen zu ihrem Land. Ihre Bereitschaft mitzumachen, ist eindrucksvoll. Ich mag sie, und sie mögen mich. Die positive Grundstimmung hier hat sich nicht verändert. Wenn Sie mich so fragen: Ich fühle mich in Sachsen genauso wohl wie früher. Und ich fühle mich verpflichtet, soweit ich das noch kann, den Menschen hier zu helfen. Ich will nicht, dass sie in eine Ecke gedrängt oder wieder aus dem Westen belehrt werden, weil der Einfluss der AfD zunimmt.

Aber sind die Leute nicht auch für diese Entwicklung verantwortlich?

Das Problem ist doch folgendes: Wenn man ein Ziel, den Aufbau Ost, erreicht hat, was macht man dann? Wird's langweilig? Fängt man an zu mauln? Dreht man durch, weil man nicht erkennen kann, ob und wie sich die Dinge weiterentwickeln? Erschweren die schnellen Veränderungen die Orientierung und schüren Angst, etwa um den eigenen Arbeitsplatz?

Fehlt also ein Ziel?

Vielen fehlt es – aber nicht nur in Sachsen. Ziele zu formulieren ist schwierig, wenn sich die Wirklichkeit schneller verändert als zuvor und das nicht akzeptiert wird. Aber gerade dann wird ein Ziel gebraucht.

Fehlt es der sächsischen CDU und ihrer Führung an Zielen?

Die Führung und die Partei sollten in der Regel eine Einheit bilden. Aber wenn die Führung trottelig ist und ihr die Zukunftsvisionen fehlen, fehlen sie in der Regel auch der Partei, und sie wird trottelig! Es gibt sicher eine Reihe von guten Leuten, aber ohne die Partei und deren Bereitschaft zur Unterstützung können sie sich nicht entfalten. Ich habe versucht, in zwölf Jahren Regierung das zu hinterlassen, was notwendig ist, um vernünftig weiterzumachen. Aber die Leute, die weitergemacht haben, haben es nicht begriffen.

Wie hätten Sie als Ministerpräsident denn auf Pegida reagiert?

Warum hätte ich überhaupt reagieren sollen? Pegida ist keine Partei. Die übernehmen keine Verantwortung, laufen mit Galgen durch die Gegend und sehen nicht, was sie damit anrichten. Was dadurch aber deutlich wird, ist ein anderes Phänomen: Der Zusammenhalt schwindet, die Gesellschaft zersplittert. Die Leute haben Angst, dass sie verdrängt werden von Jüngeren, die von außen kommen. Das wollen sie nicht. Die Menschen hier haben keine Erfahrung mit Zuwanderung. Aber das müssen sie lernen. Viele wissen noch nicht, wie sehr sie in Zukunft auf Zuwanderung angewiesen sein werden.

Der Taxifahrer, mit dem wir vorhin unterwegs waren, und der Sie sehr verehrt, wollte aber genau das nicht hören.

Natürlich wollen sie das nicht hören. Aber das Land hat zu wenig Kinder. Gucken Sie sich die Statistiken an. Wenn man dann noch an der Rente mit 63 festhält, wird es schlimm. Schon heute suchen Handwerker händeringend Nachfolger. Finden sie niemanden, geht der Betrieb den Bach runter. Natürlich ist es schwierig, die Menschen mit so langfristigen Dingen zu konfrontieren. Aber die Aufgabe von Politikern ist genau dies: Menschen zu erklären, welche Folgen ihr Verhalten hat.

Zur Zeit hat eine Partei wie die AfD, die einfache Lösungen verspricht, viel Erfolg.

Die AfD ist eine populistische Organisation. Sie lehnt die EU und Einwanderung ab, will keine Ausländer mehr und zurück zu einer nationalen Politik. Schon jetzt zeigt sich, dass ihre Führungsleute zwar die Macht, aber nicht das Wohl der Bevölkerung anstreben. Das Ganze ist für uns Deutsche, für alle Europäer, eine Zäsur. Wenn die Populisten wirklich Macht gewinnen können und damit die Freiheit bedrohen, zerfällt Europa. Wenn die europäische Bevölkerung das nicht begreift, dann wird sie verlieren.

Trotzdem wählen viele Leute AfD.

Ja, weil niemand das Gespräch mit den Menschen sucht. Stattdessen stürzt sich die politische Elite darauf, die Digitalisierung voranzutreiben, mit der Folge, dass Tausende Menschen die Arbeit verlieren. Aber keiner erklärt ihnen, warum das nötig ist. Was ist denn künstliche Intelli-



genz gegen menschliche Intelligenz? Wer sagt den Menschen, dass das alles keine Gefahr ist, sondern eine Herausforderung? Die Leute müssen verstehen, warum sie zur Wahl gehen und wofür sie sich entscheiden. Heute würden sicher viele noch mal Merkel wählen, weil sie wissen, dass sie eine grandiose Persönlichkeit ist.

Wäre Annegret Kramp-Karrenbauer eine würdige Nachfolgerin?

Ich habe mit dafür gesorgt, dass sie gewählt wurde. Ich habe für sie geworben, auch weil die anderen Bewerber nicht geeignet sind. Der eine war zu jung und der andere in seinem Verhalten problematisch. Friedrich Merz hat behauptet, Angela Merkel habe ihn vom Fraktionsvorsitz verdrängt. Als verantwortungsvoller Politiker hätte er Merkel, als die Bundestagswahl damals verloren ging, sofort von sich aus den Fraktionsvorsitz anbieten müssen.

Jetzt ist Frau Kramp-Karrenbauer CDU-Vorsitzende und Verteidigungsministerin.

Ich finde sehr erstaunlich, wie sie sich entwickelt. Sie hatte ja mit dem Saarland nun wirklich ein kleines Reich, aber sie wusste was damit anzufangen. Sie spricht fließend Französisch. Sie hat Mut, und sie hängt nicht am Job. Sie möchte gestalten und helfen. Und das gefällt mir.

Trifft das auch auf Michael Kretschmer in Sachsen zu?

Ich finde, dass sich Michael Kretschmer besonders positiv entwickelt und das Zeug



Geboren wurde Biedenkopf in Ludwigshafen. Er sagt: „Ich mag die Sachsen, und sie mögen mich.“

hat, in der nächsten Generation die Führung in Sachsen zu übernehmen. Das ist für mich eine große Freude. Er beeindruckt mich sehr durch seine Art und Weise und seinen Mut, mit dem er in einer sehr schwierigen Situation antritt. Er hat seinen Wahlkreis verloren an einen Spitzbuben von der AfD, da war er nicht vorsichtig genug. Aber die AfD kann man doch überwinden. Die Sachsen sind helle und erkennen ihre Möglichkeiten.

Das sagen Sie so leicht.

Lesen Sie das AfD-Programm. Es ist voll von unhaltbaren Versprechen, aber leer von Wegen zum Ziel. Das ist typisch für Populisten. Es ist eine Partei, die den Leuten alles verspricht, aber an keiner Stelle sagt, was das alles kostet. Was für eine tiefe Verlogenheit! Ich würde den Leuten im Wahlkampf sagen: Passt auf, es geht denen nicht um Freiheit und Demokratie. Es geht um Macht. Alle, die Macht anstreben, haben ein tolles Programm und viele Versprechungen. Aber Versprechen kosten Geld. Also müssen sie das Land und den Bund in Anspruch nehmen. Der Freistaat Sachsen kann nicht für das Machtstreben der AfD aufkommen. Damit der Bund Geld zur Verfügung stellt, muss die AfD im Bund Macht gewinnen. Ob Deutsche und Sachsen das wollen?

Dennoch kann die AfD eine Größe erreichen, mit der sie eine Regierungsbildung verhindert.

Ich halte das für wenig wahrscheinlich. Aber selbst wenn die Partei 20 Prozent erreichen sollte, fehlt es ihr an Partnern. Für die CDU kommen Bündnisse mit Populisten nicht infrage. Und wenn wirklich keine Regierung zustande kommt, muss der Landtag sich auflösen, und es gibt Neuwahlen. Die AfD in Sachsen ist politisch nicht sonderlich bedeutsam. Es sollte deshalb keine wirkliche Angst vor ihr geben.

Was sagen Sie AfD-Wählern?

Wenn nötig, erinnere ich an ihren Stolz und ihren Mut und ihre Freiheit. Eine populistische Partei hält nichts von Freiheit, wenn sie ihr auf dem Weg zur Macht im Wege steht. Dann werden die Sachsen die Rechnung bekommen, mit der sie die Macht bezahlen. Ich bin gerne bereit, die Fragen zu beantworten und zu erklären. Aber ich werde denen, die ihre Augen vor der Wirklichkeit verschließen, nicht die Verantwortung abnehmen. Wenn sie die AfD wählen wollen, sind sie frei, aber an den Folgen selbst schuld. Man kann sich vorher über Alternativen informieren. Wer trotzdem die AfD wählt, sorgt dafür, dass die Leute auf Sachsen nicht mehr stolz sein können.

Herr Biedenkopf, Sie werden im Januar 90 Jahre alt. Was haben Sie noch vor?

Meine Frau und ich müssen uns erst mal einrichten in der neuen Wohnung. Wir gehen gerne ins Theater, ins Konzert, besuchen Freunde. Vor allem will ich gesund bleiben. Vor zwei Jahren hatte ich eine schwere Erkrankung, daran wäre ich fast gestorben. Wenn der Herrgott will, bleiben uns noch ein paar Jahre. Ich werde versuchen, mit Hilfe der Konrad-Adenauer-Stiftung zwei weitere Tagebuch-Bände herauszugeben. Und noch ein Buch haben sich meine Frau und ich vorgenommen, es soll „Als wir Ministerpräsident waren“ heißen. Wir waren es zwölf Jahre lang. Dem Land hat es nicht geschadet.

Mehrfacher Gewinner des TIPA-Awards – 2013/2017

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 29 internationaler Fotografie-Magazine



Alle Rechte, Änderungen und Irrtümer vorbehalten. WhiteWall Media GmbH
Europaplatz 59, 50326 Frechen, Deutschland. Photo by: Dennis Mergel

Ihre schönsten Momente in einzigartiger Galerie-Qualität.

Hinter Acrylglas, gerahmt oder als großer Foto-Abzug. Made in Germany – von Menschen, die Fotografie lieben. Wir sind stolz auf mehr als 100 Testsiege und Empfehlungen! Einfach Foto hochladen und Ihr Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone.

WhiteWall.de

Stores in Berlin / Düsseldorf / Frankfurt / Hamburg / Köln / München

WHITE WALL



Was gibt's Neues in Avignon? Unser Model informiert sich – in Gucci – über die Ankündigungen.



Hier spielen einfach alle auf der Straße, auch das Kollektiv „Les Impromptus“, und unsere Models spielen links mit. Clara (ganz links): Mantel und Jeans Celine, Bluse Salvatore Ferragamo; Noémie (Vierte von links): Bluse Acne Studios, Hose Y/Project, Schuhe Salvatore Ferragamo; Iman (Mitte): Bodysuit und Kleid Marine Serre.

Festival d'Avignon

Das schönste Theaterfest der Welt lockt Schauspieler, Kritiker und Fans in die südfranzösische Stadt – und eine Truppe aus Paris, die mit Kleidern und Kameras angereist ist.

*Styling Evelyn Tye
Fotos Yavidan Castillo*



Die Zauberer auf der Straße machen mit. Héloïse (links): Die Tücher von Hermès kommen aus ihrem Ärmel, Top und Shorts Olivier Theyskens, Schuhe Salvatore Ferragamo; Iman (Mitte): Dolce & Gabbana. Mit dabei Anthony Falkowsky (rechts) von der Gruppe La Caravelle.



Das hier ist auch ein Tanzfestival, zumindest an der Place Crillon, zumindest in Balenciaga.

Festival d'Avignon



Das Haus ist blassrosafarben, das Kleid ist von Louis Vuitton.



Wie gemalt: Kleid Fendi, Stiefel Salvatore Ferragamo, Schmuck Delfina Delettrez.

Festival d'Avignon



Ein Clown! Noémie (links): Missoni, Schuhe Salvatore Ferragamo; Iman (Zweite von rechts): Tsumori Chisato, Stiefel Salvatore Ferragamo; Clara (rechts): Giorgio Armani, Schuhe Dolce & Gabbana.



Sie sind bis zum Papstpalast gepilgert. Marie-Mathis (links): Jacke und Hose Acheval Pampa, Gürtel und Stiefel Saint Laurent by Anthony Vaccarello; Iman (Mitte): Kleid und Kette Christian Dior; Clara (rechts): Tunika von Jil Sander, Stiefel Salvatore Ferragamo.



Die Jacke von Etro wird, kaum getragen und fotografiert, schon als Kunstobjekt ausgestellt.



Ins „Théâtre des Lucioles“, wo die Gruppe La Caravelle auftritt, passt die Linie Comme des Garçons Comme des Garçons ...



... oder ein Vivienne-Westwood-Archiv-Look, wenn die Compagnie Alain Bertrand im Cinevox „L'École des Femmes“ aufführt.



Wenn man sich im Jardin des Doms auf den Sockel setzt, könnte man in einem Kleid von Loewe zur historischen Figur werden.



Im Cloître Saint-Louis passen Givenchy (links) und Alexander McQueen (rechts) zur einst mönchischen Stimmung.

Das Leben ist ein Theater. Nirgends kann man das besser sehen und schöner erleben als beim Festival von Avignon im Sommer. Und für niemanden ist diese Stadt in der Provence besser geschaffen als für uns, ein fahrendes Völkchen aus Paris. Stylistin, Fotografin, Models, Assistenten: Wir wollen hier selbst etwas aufführen, das so noch niemand gesehen hat.

In diesem Jahr gab es beim Festival d'Avignon in drei Juli-Wochen 1500 Aufführungen. Mehr als 150.000 Menschen schauten Tausenden Schauspielern zu. Bei dem Theaterfest, das 1947 von Jean Vilar gegründet wurde, kommt das Publikum den Darstellern nahe. So konnten auch wir Theatermode zum Modetheater machen.

Denn zwischen „In“ und „Off“ ist hier viel Platz. Nicht nur die großen Truppen zeigen ihre Kunst („In“), auch die kleinen („Off“), zu deren Aufführungen kein Kritiker kommt. Und wo gäbe es eine bessere Kulisse für Experimente als auf der Rue des Terniers, auf der Place d'Horloge oder vor dem Papstpalast? Oder auch vor Schaufenstern, in Hinterhöfen oder in Schulen.

Wir wussten nicht, wie und wo wir fotografieren sollten. Bis wir dort ankamen. Dann wussten wir es. Denn fast jeder, den wir kennenlernten, wollte auch in diesem Stück eine Rolle spielen und manchmal sogar seine Rolle spielen. Wir bedanken uns für die Mitarbeit, indem wir hier den Fotos ihre Bühne geben. *Yavidan Castillo*

Festival d'Avignon

Fotografin: Yavidan Castillo
Styling: Evelyn Tye
Model: Iman Perez (Next)
Extras: Noémie Harder, Clara Antic, Héroïse July, Marie-Mathis Aubert
Produktion: Evelyn Tye, Yavidan Castillo
Foto-Assistent: Nathan Zaoui
Styling-Assistentinnen: Sophia Schünemann (Berlin), Divya Chauhan (Paris)
Produktionsassistent: Joël Harder
Post-Produktion: Johanna Urban

Dank an Markus Ebner, Family Antic, „Les Improptus“ (William Franchi, Charles Garcia, Victor Ciri, Yannis Moussouni, Antoine Capra, Cécile Chevalier, Mathilde Tardy, Raphael Gressier, Nicolas Quillet, Clara Curien), Théâtre des Lucioles, La Caravelle (Thomas Gendronneau, Anthony Falkowsky), Provence Nature, Restaurant Le Labo, Tommaso, Dyractype, Damien Gautier, Cinevox Theatre, Compagnie Alain Bertrand (Alain Bertrand, Mélanie Samie, Simon Lapierre, Christelle Garcia, Philippe Codorniu, Cécile Bouciris), Paul Jaroslowski

Die Unvernunft hat einen festen Platz, zwei Meter ist er lang, grau und unscheinbar. Eine Parkbank neben dem Rondell vor der Fastenlinik. Auf der Rückenlehne der Bank, an der Hecke und auf dem Mülleimer kleben kleine runde Schilder, auf denen durchgestrichene Zigaretten zum erhobenen Zeigefinger werden. Auf den Mann in grauer Jogginghose, der gerade durch die Glasüren nach draußen schlendert, haben sie keine Wirkung. Er steuert zielsicher zur Bank. Nur ein kurzer Blick über die Schulter zur Klinik, dann der Griff in die Tasche, zur Zigarettenschachtel und zum Handy. Telefonieren und Rauchen – das macht gleich zwei Sünden in der Überlinger Fastenwelt. Aber auf der Bank darf man in den drei Minuten paffenden Ungehorsams der Klinik wenigstens den Rücken zuwenden.

Streng genommen steht die Bank ohnehin hinter der Geländegrenze, außerhalb des Sanktionsbereichs der Klinik. „Sanktionen“ – das ist keine Übertreibung. Für 21 Tage Heilfasten zahlen die Gäste hier je nach Zimmerkategorie zwischen 5000 und 30.000 Euro. An den strengen Regeln ändert das nichts. Anfangs versuchten die Klinikleiter noch ein Handyverbot durchzusetzen, doch inzwischen gehe das an der Lebenswirklichkeit ihrer Gäste vorbei. Das Ergebnis ist ein Kompromiss wie bei der Klassenfahrt: In den privaten Zimmern ist das Telefonieren erlaubt, auf dem Gelände werden Handys nur lautlos geduldet. Wer wiederholt dagegen verstößt, der fliegt.

Gerade wird über eine Verschärfung nachgedacht, ein vollständiges Handyverbot im Speisesaal. Unter Klinikgründer Otto Buchinger musste jeder allein am Tisch sitzen, Ablenkung war unerwünscht. Heute sei das immer noch „eine sinnvolle Übung“, findet Katharina Rohrer-Zaiser. Die 38 Jahre alte Marketing-Spezialistin ist Otto Buchingers Urenkelin. Vor eineinhalb Jahren hat sie mit ihrem 33 Jahre alten Cousin Victor Wilhelmi die Leitung der Buchinger Wilhelmi Klinik in Marbella übernommen. Damit war der Generationswechsel des Familienunternehmens zu zwei Dritteln geschafft. Das fehlende Drittel ist Victors ein Jahr jüngerer Bruder Leonard Wilhelmi, der seit Anfang des Jahres die Klinik in Überlingen am Bodensee leitet. Dort haben sich die drei nun zum Sammelbegriff – zum ersten Pressetermin der vierten Generation.

Leonard Wilhelms neuer Wirkungsbereich liegt terrassenförmig am Berghang. Von fast jeder Ecke des Geländes hat man einen Blick auf den Bodensee. Pool, Kneippanlage, Fitnessräume, Sportplatz, Sauna und Lehrküche liegen zwischen den Wohneinheiten, mit 150 Zimmern und Suiten. Die meisten sind mit Doppelbetten ausgestattet, obwohl die eigentlich fast nie nötig sind. Zur Fastenkur kommen die Leute lieber allein, und wenn sie doch mal zusammen anreisen, bestehen sie häufig auf eigenen Zimmern. „Innere Selbstreinigung“ ist eine nette Umschreibung dafür, dass man die ersten Tage vor allem allerlei ausscheidet, Glaubersalzen und Einläufen sei Dank. Da ist zu viel Nähe nicht unbedingt erwünscht.

In Überlingen kommen jedes Jahr rund 3000 Gäste zur Kur, in Marbella noch einmal so viele. Einige von ihnen schlappen an diesem Vormittag, gehüllt in weiße Frottee-Bademäntel, durch die Beetreihen. Noch öfter zu sehen sind weiße Kittel. Auf jeden Gast bei Buchinger Wilhelmi kommen zwei Mitarbeiter – acht Ärzte, außerdem Therapeuten, Krankenschwestern, Zimmerpersonal, Köche. Gerade die Küche hat viele Mitarbeiter – dabei wird hier so wenig gegessen wie in keinem anderen Resort.

Das hat sich in 100 Jahren nicht geändert. „Was wir machen, haben wir über die Jahre an den Stand der Forschung angepasst“, sagt Leonard Wilhelmi. „Ansonsten ist die Methode immer gleich geblieben.“ So also, wie der Urgroßvater Otto Buchinger sich das gedacht hat. Als Marinearzt diente er im Ersten Weltkrieg, bis ihm eine rheumatische Arthritis das unmöglich machte. Die Schmerzen verschwanden erst, als er 1917 zu fasten begann. Drei Jahre später war er so weit, das Buchinger Heilfasten auch anderen anbieten zu können. Damals wie heute erwarten die Patienten ein Paradoxon: tagelang nichts zu essen und trotzdem keinen Hunger zu spüren.

Wie soll das gehen? Zum Beispiel, so die Idee, indem der Kopf gefüttert wird, während der Körper fastet. Die Gäste wandern, meditieren, lesen oder besuchen Vorträge, Konzerte und Kunstausstellungen. Wenn überhaupt mal ein Magen knurrt, dann bei jemandem, der zum ersten Mal faste, sagt Katharina Rohrer-Zaiser. Und auch nur die ersten zwei, drei Tage. Den Entlastungstag haben sie da schon hinter sich. Heißt: erst mal ankommen und leichte

REINE KOPFSACHE

Generationswechsel in den Buchinger-Kliniken: Die Urenkel des Gründers übernehmen – und setzen die Kuren nicht auf Diät.

Von Anna-Lena Niemann
Foto Frank Röth

vegetarische Kost zu sich nehmen. Es folgen die Fastentage, mindestens sind es fünf. Danach wird die Kalorienzufuhr langsam wieder hochgeschraubt.

Zum Fastenbrechen wird ein Apfelkompott mit zwei, drei abgezählten Nüssen serviert. Gleich danach gibt es einen frischen Apfel, „wieder etwas Richtiges zu beißen“, sagt Katharina Rohrer-Zaiser. Während der Fastentage verzichten die Patienten nicht ganz auf Kalorien. Kräutertees werden nicht rationiert, und ein Löffel Honig am Tag ist erlaubt. Mittags kommt ein frisch gepresster Saft auf den Tisch, abends Gemüsebouillon. Der Hunger komme erst mit dem Check-out. Und dann ist er auch gewollt, die Leute sollen „den wahren Hunger“ wiederentdecken, sagt Leonard Wilhelmi, den man noch aus der Schulzeit kenne, vor der großen Pause, bevor das Leben zu einer Endlosschleife von Snacks und Vollmahlzeiten wurde.

In der Fastenzeit leben die Gäste von ihren Reserven. Das eine oder andere Kilo am Bodensee zurückzulassen ist nicht der einzige Grund. Heilfasten soll die körpereigene Autophagie fördern, bei der alte oder beschädigte Zellstrukturen abgebaut und neue aufgebaut werden. Entzünd-



Immer mit Aussicht: Katharina Rohrer-Zaiser, Leonard Wilhelmi und Victor Wilhelmi (rechts) auf der Terrasse der Buchinger Wilhelmi Klinik in Überlingen am Bodensee

dungen und Schmerzen werden gelindert. Wie periodisches Fasten genau wirkt, wurde kürzlich an 1422 Buchinger-Patienten untersucht. Die Ergebnisse der klinischen Studie, die man gemeinsam mit Wissenschaftlern der Berliner Charité ein Jahr lang durchführte, waren vielversprechend. Die Bäuche wurden schmäler, der Blutdruck normalisierte sich, wie auch die Werte für Blutfett und Cholesterin, und die Patienten fühlten sich weniger erschöpft.

Tatsächlich sagten 93 Prozent der Befragten, sie hätten keinen Hunger gehabt. Wäre es anders, wären die Abbrecherquoten wohl auch weit höher. Die Kippen im Mülleimer vor dem Klinikeingang sind schließlich die stummeligen Zeugen dafür, dass der Mensch manchmal eben nicht der Meister eines freien Willens ist. Wo fast alles fast immer verfügbar ist, wird bewusster Verzicht schwer. Am Buffet hat die Selbstkontrolle Pause; Übergewicht, Stress und Herzkreislauferkrankungen sind nur allzu oft die Folgen. „Essen wird zu einem maschinellen Prozess“, sagt Victor Wilhelmi. „Mit der Pastaschüssel vorm Fernseher geht es nur darum, möglichst schnell für Energie zu sorgen – das ist das Programm, nach dem viele Menschen leben.“

Und doch nimmt der Gesundheits- und Wellnessboom kein Ende. Gesundheit, vor allem gesunde Ernährung, ist den Deutschen wichtiger als gutes Aussehen, ermittelte Price Waterhouse Coopers in einer Studie. Fragt man die Personen aber, ob ihr Lebensstil tatsächlich darauf ausgerichtet ist, gesund zu bleiben, ob sie sich gegen Rauchen, Trinken, Bewegungsmangel und ungesunde Ernährung entscheiden, tun das nur 48 Prozent der Frauen und 44 Prozent der Männer – obwohl 90 Prozent sagten, dass genau das wichtig für sie sei. Die Lücke zwischen Wollen und Tun ist groß. So wächst der Markt der Helfer und Ratgeber. Krankenkassen pflegen Punktesysteme, Fitnessarmbänder registrieren jeden Schritt, und Köche geben den veganen Guru.

Der Trend kommt den noch frischen Klinikleitern der vierten Buchinger-Generation zugute. „Wir sind in einer Zeit angekommen, in der wir uns nicht mehr erklären müssen“, sagt Leonard Wilhelmi. Auf der Welle der zwanghaften Selbstoptimierer wollen sie aber nicht reiten. Trotzdem checken auch solche Leute bei ihnen ein. „Diese Gäste sind wahnsinnig aufs Gewicht fokussiert“, sagt Katharina Rohrer-Zaiser. „Für uns besteht dann die Herausforderung darin, einen Weg zu finden, diese Personen wieder zu entspannen.“

Viel größer sei die Gruppe derer, die auf sich achtgeben wollen und darauf, wie gut die Lebensmittel sind, die sie essen. Eine Idee, die mehr ist als eine Mode. Seit Jahrhunderten wird der bewusste Verzicht auf Essen in fast allen Weltreligionen gepflegt, oft in festen Ritualen. Christen fasten vor Ostern, Muslime im Ramadan, Juden an Jom Kippur. Es geht um eine Einkehr nach innen. Wer fastet, werde empfänglicher für Religion und Spiritualität; von „Inspiration“ spricht man bei Buchinger Wilhelmi. Vor allem sei Fasten schon immer ein Mittel gewesen, um eine Gemeinschaft zusammenzubringen, sagt Leonard Wilhelmi.

Die Gemeinschaft bei Buchinger Wilhelmi ist in jedem Fall ziemlich international. Über Namen wird nicht gesprochen, doch dass Josef Ackermann, Mario Vargas Llosa und Philippe Starck Stammgäste sind, ist inzwischen kein Geheimnis mehr. Aus 60 Nationen kommen die Patienten, dauernd wechseln die Mitarbeiter an der Rezeption zwischen Deutsch, Englisch und Französisch. Auf den Couchtischen in der Lobby liegen „New York Times“, „Le Monde“ und „Asharq al-Awsat“.

Welchen Nationen fällt der Verzicht besonders schwer? Den Genusshochburgen Frankreich oder Italien vielleicht? Große Unterschiede gebe es nicht, aber ja, manchmal litten Gäste aus Kulturen, bei denen das Essen alles und allgegenwärtig sei, wohl etwas mehr, sagt Leonard Wilhelmi. Einmal sei ein französischer Drei-Sterne-Koch bei ihnen zu Gast gewesen. „Hochgetrunken“ und „hochgegessen“ hatte er sich, wie er selbst über sich sagte. Nur der beste, nur der teuerste Wein durfte es sein, bis es kaum noch etwas gab, das ihn noch zufriedentellen konnte. Fasten habe ihn davon wieder heruntergeholt, die Geschmacksknospen auf Null gesetzt und für die Feinheit der einfachen Dinge sensibilisiert. „Kleine Sensationen“ nennt Victor Wilhelmi das. Weil es sich nach dem Fasten anfühlt, als könnte man seine Lieblingsdinge immer wieder zum ersten Mal schmecken. Ein neuer erster Espresso, ein neuer erster grüner Apfel. Und für die Unverbesslichen vielleicht sogar eine neue erste Zigarette. ◀

Phoenix aus der Tasche

Fendi orientiert sich nach dem Tod von Chefdesigner Karl Lagerfeld neu – und macht die Baguette wieder zum Trendobjekt.

Von Alfons Kaiser

Schon den Kaisern gefiel dieser Blick: Vom Palatin, einem der sieben Hügel Roms, schaut man geradewegs hinüber auf das Kolosseum. Noch schöner ist die Aussicht, wenn die Sonne langsam untergeht, der Champagner perlt und an einem heißen Juli-Abend die Show beginnt: 54 Fendi-Looks für die 54 Jahre, die Karl Lagerfeld für das römische Modehaus arbeitete, bis er im Februar starb. Silvia Fendi, die Designerin, hat das alles im Sinne dieses Kaisers inszeniert, nach seinen Skizzen aus dem Archiv, aber nicht als Rückschau, eher als Selbstvergewisserung. Man erahnt es an den Marmor- und Ledermustern auf den Kleidern: Hier geht es wirklich mal um spätrömische Dekadenz.

Absichtsvoll absichtslos lassen denn auch die Models bei der Schau die kleinen Handtaschen ins Bild pendeln. Der womöglich schönste Mode-Abend des Jahres ist ein riesiges Marketingevent für ein winziges Produkt: Vor der Kulisse der Ewigen Stadt sollen die Luxusartikel aussehen wie dauerhafte Werte.

Vor gut zwei Jahrzehnten erfand Silvia Fendi die Baguette. Aber die Geschichte, die in dieser Tasche steckt, ist noch viel länger. Man muss schon zurückgehen in das Jahr 1925, als ihre Großeltern Edoardo und Adele in Rom die gemeinsame Firma für Pelze und Lederwaren gründeten. Oder zumindest ins Jahr 1965, als deren Kinder, die fünf Fendi-Schwester, Lagerfeld engagierten. Denn damit begannen die Experimente: Der Modemacher aus Paris ließ Pelze anders verarbeiten, in Streifen schneiden, einfärben. Und er entwarf mit schneller Hand das Doppel-F-Logo, für „Fun Fur“. Der Familienbetrieb wurde langsam zur Luxusmarke.

Die Geschichte der Baguette-Tasche, mit der 1997 das Zeitalter der „It-Bags“ begann, verbindet auch Karl Lagerfeld und Silvia Fendi. Der Modemacher kümmerte sich zwar nur um die Kleider. Aber Silvia Fendi, die 1960 geboren wurde, schaute schon als Jugendliche dabei zu, wie ihre Mutter Anna und Lagerfeld mit den Pelzen und Kleidern arbeiteten. „Dann war es für mich an der Zeit zu experimentieren, so wie sie es bei den anderen Produkten gemacht hatten. Den gleichen Ansatz wollte ich für die Taschen nutzen.“

Accessoires waren damals nur ein Zubehör, eine Nebensache – „accedere“ heißt im Lateinischen einfach nur „hinzukommen“. „Taschen wurden damals noch ganz anders behandelt“, sagt Silvia Fendi beim Gespräch in der Firmenzentrale im Palazzo della Civiltà Italiana, dem neoklassizistischen Klotz in Rom, mit dem Benito

Mussolini als „colosso quadrato“ an das Kolosseum erinnern wollte – der allerdings mit den sechs senkrechten Rundbogenarkaden (für „Benito“) und den neun waagerechten (für „Mussolini“) vor allem an die Großmannsucht eines faschistischen Führers denken lässt.

So wie neoklassizistische Kästen sahen bis in die neunziger Jahre auch Taschen aus: funktional, aber klobig, schön, aber kantig, konstruiert, aber nicht dekoriert. „Und Taschen gab es meist nur aus Leder oder Leinen“, sagt Silvia Fendi, die seit 1994 Mit-Designerin der Damenmode an Lagerfelds Seite war sowie Chefdesignerin für Accessoires und Lederwaren. „Damals wurden Taschen noch in einem anderen Showroom präsentiert. Auf Laufstegen waren sie kaum zu sehen. Ich wollte sie aber modisch machen. Die Revolution der Pelzmode, die wir losgetreten hatten – die wollte ich auf die Taschen anwenden. Es waren die ersten Accessoires, die wie ein Kleidungsstück behandelt wurden.“

Aber die ersten Reaktionen waren verhalten. „Zu klein und nicht funktional genug“, hieß es im Showroom. Der Nachteil wurde schließlich doch noch als Vorteil erkannt, denn die Baguette war zugleich weich und leicht. „Das hatte auch schon zum Erfolg unserer Mäntel geführt“, sagt Silvia Fendi. „Und wenn man die innere Struktur weglässt, dann ist auch eine kleine Tasche geräumig.“

Der praktische Aspekt passte in die Zeit. „Ende der Neunziger wurde alles immer kompakter. Mobiltelefone wurden kleiner, man brauchte keine großen Kalender mehr, also auch keine großen Taschen.“ Silvia Fendi hatte, wenn man so will, die Tasche fürs iPhone entworfen, bevor es das iPhone überhaupt gab. Und es geht weiter: An diesem heißen Juli-Abend in Rom ist auch eine neue Tasche dabei, die Nano Baguette, die so flach ist und so klein, dass wirklich nur Handy, Kreditkarte und Lippenstift hineinpassen.

Man sollte die Tasche einfach so unter den Arm stecken wie die Franzosen ihr Baguette – daher der Name, den man zugleich als französische Verkleinerungsform des englischen Worts „bag“ lesen kann. „Früher musste man sich die Taschen über die Schulter hängen, festhalten und wieder runternehmen“, sagt Silvia Fendi. „Nun hatte man seine Hände frei.“

Ganz langsam machte sich die Tasche selbständig. Der wichtigste Grund für den Erfolg war wohl die Vielfalt. Es gibt sie in Hunderten Versionen, aus Segeltuch oder Leder, mit Perlen oder mit Pailletten, in Rot oder Blau oder Braun. „Plötzlich riefen die Leute an und wollten wissen, wo sie



In ihrer Vielfalt steckt der Erfolg: Auch bei der Schau vor dem Kolosseum kann man einfach nicht glauben, dass die Baguette ein Massenprodukt ist.

diese oder jene Tasche bekommen konnten, denn es gab so viele Varianten“, sagt Silvia Fendi. Betriebswirtschaftlich ausgedrückt: Der Differenzierung der Konsumwünsche kam die Marke mit einem Variantenmanagement entgegen. Auf gut Deutsch: Für jeden Geschmack war etwas dabei. Und: „Es gab so viele Versionen – die Kundin hatte nicht das Gefühl, es mit Massenprodukten zu tun zu haben.“

Der wirkliche Erfolgsfaktor jedoch war die Knappheit. „Und das war keine Marketingentscheidung“, sagt Silvia Fendi. „Wir hatten ja kaum eine Marketingabteilung, weil die Firma noch viel kleiner war. Wir waren nicht auf den Erfolg vorbereitet und hatten gar nicht genug Zulieferer, so dass wir Wartelisten anlegen mussten.“

Solche Listen, die man bis dahin vor allem von Hermès kannte, gaben der Nachfrage gleich noch einen Schub. „Die Leute wurden verrückt. Sie fragten: ‚Auf eine Warteliste? Ich?!‘“ Also bekam die Designerin seltsame Anfragen: „Ich bin auf Platz 20 der Liste bei diesem Modell – bei welchem Modell käme ich auf den ersten Platz?“

Silvia Fendis Erfolg – für die deutsche Sprache war er ein Misserfolg. Denn Ende der neunziger Jahre kam plötzlich das hässliche Wort von der „It-Bag“ auf, einem „Must-have“, das vor allem den Zweck hatte, dem Konsumenten jede Saison aufs Neue das Geld aus der Tasche zu ziehen – was der Konsument schon wegen des aufgeblähten Vokabulars gar nicht bemerkte.

Handtaschen wie die 2.55 von Chanel, die Kelly von Hermès oder die Bamboo von Gucci gehörten nicht in diese Kategorie, weil es sie schon viel länger gab. „It-Bags“ sind schnelllebig, wie dann auch

die Saddle von Dior (1999), die Murakami von Louis Vuitton (2002), die Paddington von Chloé (2005), die Luggage Tote von Céline (2010) oder die Alexa von Mulberry (2009) zeigten.

Das Wort „It-Bag“ ist zwar heute so überreizt, dass es sogar in Modemagazinen seltener benutzt wird. Auch um die „It-Shoes“, die bald folgten, ist es ruhiger geworden. Aber der Effekt wirkt noch. So hat Dior-Designerin Maria Grazia Chiuri die Saddle wiederbelebt, und die Baguette erlebt ihren zweiten Frühling. Serge Brunswig, seit vergangem Jahr Geschäftsführer von Fendi im Auftrag des LVMH-Konzerns, der seit 2001 die Mehrheit an der Modemarke hält, sagt es umstandslos: „Wir arbeiten natürlich daran, dass die Taschen für immer begehrt sind.“

Damit meint er auch die Peekaboo, die ebenfalls weiter gut läuft. „Taschen sind schon immer ein Kerngeschäft von Fendi“, sagt Brunswig mit Blick auf Modemarken, die erst in den vergangenen Jahren das margenstarke Geschäft mit den Accessoires für sich entdeckt haben. „Anderere sind glücklich, wenn sie eine erfolgreiche Tasche haben, wir haben zwei.“

Der Luxus-Boom lässt Brunswig hoffen, dass Fendi weiter gut in die eigene Tasche wirtschaftet. Zahlen nennt er aber nicht, so ist es im LVMH-Konzern üblich. Marktbeobachter nehmen an, dass Fendi schon seit 2017 mehr als eine Milliarde Euro pro Jahr erwirtschaftet; damit liegt die Marke im Konzern deutlich hinter Louis Vuitton und Dior, aber gleichauf mit der Modemarke Celine und dem Kaschmirspezialisten Loro Piana.

Die neu lancierte Baguette soll nun dazu beitragen, nicht von anderen in die

Tasche gesteckt zu werden. Dabei hilft auch die deutsche Influencerin Caro Daur. In einem Werbe-Kurzfilm erzählt sie ihren Freundinnen, dass sie im Geschäft in Manhattan ihre Traumtasche entdeckt habe, eine Baguette mit lilafarbenen Pailletten. Als sie in den Laden an der Madison Avenue stürmen, ist es zu spät: Gerade ist sie verkauft worden. Die vier laufen auf die Straße, entdecken die Tasche an einer Frau, und Caro Daur ruft: „Ma’am, I need that bag!“ Da dreht sich die Frau um, und es ist Sarah Jessica Parker, die in der Serie „Sex and the City“ seit 1998 nicht nur Manolo-Schuhe bekannt gemacht hat, sondern auch die Baguette. Ihre Antwort: „Oh, this is not a bag. It’s a Baguette.“ Dreht sich um – und ist weg.

„Wenn man eine gute Idee hat, bleibt sie auch“, sagt Silvia Fendi. „Selbst wenn sie als It-Bag begann – nun ist sie ein Klassiker. Ich mag sie heute mehr als früher. Man muss die Dinge über die Zeit betrachten, denn die Zeit ist der zuverlässigste Test.“ So ganz zufrieden scheint sie mit der Ausbeute aber noch immer nicht zu sein: „Meine Lieblingstasche ist die, die ich noch nicht entworfen habe.“

An diesem Juli-Abend in Rom tragen die Models federn- und pelzbesetzte Kleider bei noch immer 30 Grad. Auf dem Palatin haben sie 2000 Jahre Geschichte im Blick. Für die Restaurierung des Tempels der Venus und der Roma, die Ruine eines Doppeltempels, auf den die Models bei Sonnenuntergang zulaufen, spendet Fendi in den nächsten Jahren 2,5 Millionen Euro. Nach der Schau noch ein Dinner unter freiem Himmel für die vielen Gäste – solche Momente bleiben hängen wie die Taschen an den Models.

„Ich bin nicht sein Klon“

Silvia Fendi über Karl Lagerfeld

Signora Fendi, Anfang Juli haben Sie in einer Schau auf dem Palatin in Rom Karl Lagerfelds gedacht, der von 1965 bis zu seinem Tod im Februar Chefdesigner von Fendi war. Eine richtige Rückschau auf sein Werk war es aber nicht. Nein. An Karl erinnert man sich am besten mit einer Hommage, nicht mit einer Retrospektive, das hätte er nicht gemocht. Wir wollten zeigen, dass er uns viel hinterlassen hat. Nicht nur in den Archiven, sondern auch in unseren Fähigkeiten. Dieses Unternehmen wurde durch seinen Willen und seine Vorstellungen geprägt, durch das, was er uns jede Saison abverlangt hat. Für unsere Schau sind wir natürlich ins Archiv gegangen, haben es dann aber so präsentiert, dass sogar er überrascht gewesen wäre.

Und warum in Rom?

Das haben wir noch zusammen entschieden im vergangenen Jahr. Er fand die Idee sehr gut. Weil die Marke hier sitzt und unsere Mode hier entworfen wird, wollten wir die Idee von einer Römerin wiederbeleben, die ich „cinematic“ nennen möchte: Sie wohnt in einem Palazzo und kleidet sich exquisit, damit sie auch noch in einer Umgebung wahrgenommen wird, die schon so prächtig ist.

Die Italien-Selbstsucht der Deutschen ist legendär. Bei Ihnen hat also wieder mal ein Deutscher, noch dazu aus dem Norden, seinen Hang zum Süden ausgelebt. Ja, er hat mal gesagt: „Chanel ist meine französische Seite, Fendi ist meine italienische Seite, besser sogar: meine römische Seite.“ Vor allem in den ersten Jahren verbrachte er viel Zeit bei uns. Damals hatte er auch eine Wohnung im Zentrum der Stadt, er wurde quasi von Rom adoptiert. Seit 1983 war er nicht mehr so oft da, denn seitdem haben wir ihn uns ja mit Chanel geteilt.

Ihre Mutter Anna und deren Schwestern Paola, Franca, Alda und Carla haben ihm 1965 für Ihr Pelz- und Lederwarenbau verpflichtet.



Im Februar 2016: Karl Lagerfeld und Silvia Fendi zeigen sich nach der Fendi-Schau.

Ja. Und als sie nach Paris fuhren, um ihn den Vertrag unterschreiben zu lassen, hat er sie warten lassen. Sie klingelten an seiner Wohnung an der Place des Vosges, aber niemand öffnete. Also blieben sie einfach im Hausflur sitzen. Und weil in Paris die Lichter im Flur nach einer Minute ausgehen, standen sie abwechselnd auf und machten das Licht wieder an: „Jetzt bist Du dran, jetzt Du, jetzt Du!“ Er kam dann drei Stunden zu spät. Meine Tanten und meine Mutter haben später darüber gelacht und es immer wieder erzählt, weil er ja oft unpünktlich war.

Warum war er eigentlich immer verspätet? So hat er getestet, ob man ihn wertschätzte: Wenn sie wirklich etwas von mir wollen, werden sie schon warten.

Ihre Mutter und Ihre Tanten dachten damals fortschrittlich, denn er war erst Anfang 30 und noch nicht so bekannt. Ihn zu verpflichten war auch deswegen schon sehr modern, weil er nicht einmal in Rom lebte. In den letzten Jahren hatten wir vor allem über iPhone Kontakt. Aber vor einem halben Jahrhundert kamen die Zeichnungen noch per Päckchen. Wenn so eine Sendung verloren ging, und das passierte, durchlebten wir Albträume. Über die Distanz von Rom nach Paris zu arbeiten war nicht so einfach.

Was sind Ihre ersten Erinnerungen an ihn? Das weiß ich nicht mehr genau, ich war ja erst fünf Jahre alt, als er zu uns kam. Für mich war er immer schon da. Zu Beginn dachte ich, er sei ein Zauberer. Vielleicht wegen seiner Art zu arbeiten. Er setzte sich hin, dann sah man nur ein paar Linien, die er zeichnete, dann wurde daraus eine ganze Silhouette, und beim nächsten Treffen wurde aus dieser Silhouette Wirklichkeit. Ich staunte, wie man aus einer Idee eine ganze Kollektion machen konnte. So wurde er zu einem unglaublich wichtigen Bezugspunkt für mich.

Und jetzt müssen Sie das alles alleine machen. Haben Sie Angst davor? Natürlich. Jedes Mal, wenn man eine solche Verantwortung hat, ist es wie das erste Mal. Aber das ist auch gut so. Denn wenn man glaubt, man hätte in seinem Leben schon etwas erreicht, dann ist das der Moment, in dem man beginnt, langweilig zu werden.

Erkennt man ihn denn in Ihrer neuen Kollektion? Ja, aber ich mache es wahrscheinlich femininer, vielleicht etwas weicher, offener, auch mit mehr Transparenz. Karl war ja sehr streng in seinem Stil.

Fendi ändert sich also. Ja. Ich sehe mich nicht als Klon von Karl. Ich habe viel von ihm gelernt. Und jetzt stehe ich eben unter besonderer Beobachtung.

Die Fragen stellte Alfons Kaiser.

GUTER STOFF

St. Gallen, New York, Paris, Teheran:
Das Textilunternehmen Fischbacher hat
200 bewegte Jahre hinter sich.

Von Johannes Ritter, Foto Patrick Junker

W er am Privathaus der Fischbachers klingelt, bekommt es als erstes mit Laleh zu tun: einem schwarzen Wollknäuel auf vier Beinen, das alle Besucher freudig hüpfend und bellend empfängt. Laleh ist persisch und bedeutet Tulpe, sagt Camilla Fischbacher. Die Hausherrin stammt aus Persien. Seit elf Jahren lebt sie mit ihrem Mann Michael auf dem Anwesen zehn Autominuten außerhalb von St. Gallen. In der einstigen Hochburg der schweizerischen Textilindustrie liegen die Wurzeln der Familie Fischbacher, die seit 200 Jahren ihr Geld mit dem Verkauf edler Stoffe verdient. In Deutschland ist die nach dem Firmengründer benannte Marke Christian Fischbacher vor allem durch ihre Bettwäsche-kollektionen bekannt.

Michael und Camilla Fischbacher arbeiten zusammen: er als Chef der Firma, sie als Art-Direktorin. Geplant war das nie. Aber es hat sich so gefügt. Revolution, Zufall, Abenteuerlust, Neugierde, Mut, Glück und Liebe sind die Zutaten dieser Geschichte, die an zwei sehr unterschiedlichen Orten beginnt: in Teheran und in St. Gallen.

Camilla Douraghy wurde 1970 in der iranischen Hauptstadt Teheran geboren. Ihre Mutter ist Amerikanerin, ihr Vater Iraner. Die Eltern hatten sich in den fünfziger Jahren auf einer Sommerschule in Harvard kennen und lieben gelernt und waren später gemeinsam nach Persien gezogen. Im Sommer 1980, der Schah war bereits aus dem Land geflohen, verbrachte die Familie den Urlaub in der Schweiz. Ein dort lebender Onkel hatte sie eingeladen. In diesen Urlaubstagen wurde die im Süden Irans liegende Heimatstadt der Familie angegriffen. An eine Rückkehr war nicht mehr zu denken. Zu gefährlich. So strandete die Familie in der Schweiz.

Camilla, seinerzeit neun Jahre alt, empfindet bis heute Groll darüber. „Die Revolution hat damals mein Leben zerstört. Wir haben alles verloren“, sagt sie. Sie spricht fließend Deutsch, mit leichtem amerikanischen Akzent. Damals versand sie in ihrer neuen Heimat kein Wort.

Ihre Eltern schickten sie auf eine amerikanische Schule in Lörrach. Später wechselte sie auf ein Gymnasium in der Schweiz. Im Rahmen des Kunst- und Geschichtsstudiums in Amerika ging sie für ein Aus-

tauschjahr nach Oxford. Auf einer Erstsemester-Party traf sie Michael Fischbacher, der in Oxford Sinologie studierte. Um drei Uhr morgens kamen die beiden ins Gespräch. Michael erzählte, dass er aus der Schweiz komme, und dachte: Jetzt muss ich bestimmt wieder erklären, dass es sich dabei nicht um Schweden handelt. Doch Camilla antwortete wie aus der Pistole geschossen: „Denn chönemer jo Schwizerdütsch rede!“ Und Michael fiel die Kinnlade herunter.

Michael Fischbacher ist in sechster Generation Nachfahre von Christian Fischbacher, der 1819 das Textilunternehmen gründete. Der Bauernsohn sammelte bei Handwerkern die von ihnen gefertigten Leintücher ein und verkaufte sie in St. Gallen auf dem Markt. Die nachfolgenden Generationen bauten das Geschäft schrittweise aus, jede von ihnen setzte dabei eigene Akzente. Christian IV. brach Ende der dreißiger Jahre nach Amerika auf und gründete dort eine Tochtergesellschaft. Er wollte dadurch auch einen Teil des Firmkapitals vor einem befürchteten Einmarsch der Nationalsozialisten in Sicherheit bringen. In den sechziger Jahren schlug Christian IV. eine Brücke zur Pariser Haute Couture und entwarf Stoffkollektionen für die Modebranche. Christian Lacroix, van Laack, Louis Féraud und Dior kauften damals bei Fischbacher ein. Doch der Erfolg war nicht von Dauer. Immer mehr Modehäuser bezogen ihre Stoffe direkt von Textilfabrikanten. Ein Mittler wie Fischbacher, der selbst nie über eine eigene Produktion verfügt hatte, war plötzlich nicht mehr gefragt.

Um den Textilverlag vor dem Aus zu bewahren, stellte Christian Fischbacher V.

das Angebot in den achtziger Jahren auf Heimtextilien, Bettwäsche und Einrichtungsstoffe um. Sein zweitältester Sohn Michael steht seit 2008 an der Spitze des Unternehmens, das einst mehr als 400 Mitarbeiter beschäftigte. Heute sind es 230. Den Umsatz 2018 beziffert Fischbacher auf 40 Millionen Franken.

Hat ihn sein Vater in die Führungsaufgabe gedrängt? Muss ein Fischbacher im Unternehmen Fischbacher seinen Mann stehen? Nein, sagt Michael Fischbacher und erzählt, wie er als Schüler seinem Vater eröffnete, dass er Sinologie studieren wolle – weil ihn das rasend interessierte. Mit 14 hatte er angefangen, Chinesisch zu lernen, mit einem Sprachkurs auf Kassette. „An unsere Firma habe ich damals keinen Gedanken verschwendet.“ Sein Vater reagierte gelassen und schlug ein Studium im Ausland vor. So landete der Junior in Oxford – und traf Camilla.

Nach dem Abschluss suchte Michael nach einer Arbeitsstelle in der Schweiz. Aber es hagelte Absagen. Damals, Anfang der neunziger Jahre, war China für viele Unternehmen noch längst kein Zauberwort. Dann bot ihm ein Freund seines Vaters einen Job in Malaysia an. Michael sagte zu: „Ich war offen für Neues und hatte Lust auf ein Abenteuer.“

Camilla kam mit und unterrichtete Englisch an einer internationalen Schule in Kuala Lumpur. Dort heirateten die beiden – und zogen nach einem Jahr weiter nach Hongkong. Michael heuerte bei dem deutschen Unternehmensberater Jürgen Kracht an, der europäischen Mittelständlern bei der Ansiedlung in China half. Camilla arbeitete als Verkäuferin in einem Einrichtungsgeschäft.

Dann rief Vater Fischbacher an und bot einen Job im familieneigenen Unternehmen an. Michael sagte zu. „Ich wollte eigentlich immer Unternehmer sein, hatte bis dahin aber nicht an unseren Familienbetrieb gedacht.“ Also St. Gallen. Von der Weltstadt Hongkong in die schweizerische Provinz, das war kein leichter Schritt für Camilla: „Ich hatte anfangs viel Mühe, Anschluss zu finden.“ Sie arbeitete mit ihrem Mann im Unternehmen und baute einen Showroom auf.

Gemeinsam besuchten sie Lieferanten, Vertriebspartner, Kunden in aller Welt, um das Textilgeschäft von Grund auf zu verstehen. Nach vier Jahren zogen sie, mit zwei kleinen Jungs, nach Amerika. An einer Universität in Kalifornien schloss Michael sein Finanzstudium ab. In Amerika kam ihr drittes Kind zur Welt, ein Mädchen. Von dort ging es weiter nach Japan, zur größten Auslandsgesellschaft der Fischbachers. „Japan ist einer der größten Märkte für hochwertige Textilien“, sagt Michael. Er lernte Japanisch, spricht inzwischen sieben Sprachen, auch passabel persisch. Camilla studierte in Tokio Fotografie. Etliche ihrer Schwarz-Weiß-Bilder, die sie im Lauf der Jahre unter ihrem Mädchennamen Camilla Douraghy in Galerien ausgestellt hat, hängen heute in ihrem Wohnhaus außerhalb von St. Gallen.

Michaels Großvater hat die Villa Mitte der fünfziger Jahre erbaut und im Testament verfügt, dass bestimmte Gegenstände für immer dort zu bleiben hätten: die selbstgezimmernten Esszimmermöbel zum Beispiel, die in dem kathedralenartigen Haupttraum auf einem handgeknüpften Perserteppich stehen, einem Sarugh.

Das riesige Haus gleicht einem Museum, in dem in jeder Ecke etwas zu entdecken ist – dank der Reise- und Sammellust der Bewohner. Zu ihnen zählt die Katze Kuro (Japanisch für „Schwarz“). Das Tier lief der Familie in Tokio zu und durfte mitkommen, als Michael 2008 mit Kind und Kegel heimkam, um die Führung der Firma zu übernehmen. Seinen älteren Bruder Christian VI. zog es nicht an die Spitze. Er kümmert sich um den Vertrieb in Osteuropa.

Kaum hatte Michael Fischbacher die Aufgabe übernommen, blies ihm der Wind kalt ins Gesicht. Mit Beginn der Finanzkrise 2009 schrumpfte der Markt für Einrichtungsstoffe. Die Leute kauften kaum

FOTOS: HERSTELLER



Sechste Generation:
Im Wohnzimmer von
Camilla und Michael
Fischbacher fühlt
sich auch Hund Laleh
zu Hause.

noch Vorhänge. Zugleich wurde der Schweizer Franken immer stärker. Das ging auf Kosten der Margen beim Verkauf im Ausland. Fischbacher machte Verlust – und musste reagieren. Früher hatte die Firma nur Schweizer Lieferanten, heute bezieht Fischbacher seine Einrichtungsstoffe weitgehend aus Norditalien. Die Vorhänge für den japanischen Markt lässt er in Thailand nähen. Nur die feinen Baumwollstoffe für die Bettwäschekollektionen kauft das Unternehmen aus Qualitätsgründen immer noch zu mehr als 90 Prozent in der Schweiz ein. Wichtigster Lieferant ist die Mitlödi AG im Kanton Glarus – „der letzte Textil-drucker, der den Zwölf-Schablonen-Druck beherrscht“.

Der Aufwand hat seinen Preis: Eine Bettwäschegarnitur von Fischbacher kostet in Deutschland gut und gerne 370 Euro. In dieser Liga werden einem die Waren nicht aus der Hand gerissen. Fischbachers Umsätze stagnieren, die Ertragslage ist nicht gerade rosig. Im vergangenen Jahr habe das Ergebnis nur knapp über Null gelegen, sagt der Unternehmer. Um in Zukunft wieder zu wachsen, hat Fischbacher eine Vertriebspartnerschaft mit dem französischen Luxusbettwäsche-Hersteller Fremaux Delorme abgeschlossen. Dazu hat er die Bettwäscheparte in eine selbstständige Einheit ausgegliedert, an der sich die Franzosen beteiligt haben. Fortan wird Fremaux Delorme die Fischbacher-Bettwäsche über das deutlich größere eigene Vertriebsnetz im Ausland verkaufen. Dabei haben die Partner vor allem Amerika, China und Großbritannien im Visier.

Impulse erhoffen sich die Fischbachers auch von der diesjährigen Jubiläumskollektion. Die Chef-Designerin Camilla Fischbacher hat sich von der Arbeit in den vergangenen 200 Jahren inspirieren lassen. „Wir haben alte Motive aufgegriffen und mit einer modernen Note versehen“, sagt sie. Pünktlich zum Jubiläum ist Fischbacher mit dem German Design Award 2019 ausgezeichnet worden, für einen neu entwickelten Stoff namens Interfloral. Durch das raffinierte Einflechten feiner Metallfäden in das Gewebe wechselt das Motiv je nachdem, von welcher Seite man den Stoff betrachtet. Camilla Fischbacher schlägt damit einen Bogen zur wechselvollen Geschichte des Unternehmens: „Der Stoff glänzt und strahlt und zeigt zugleich, wie wandelbar wir sind.“



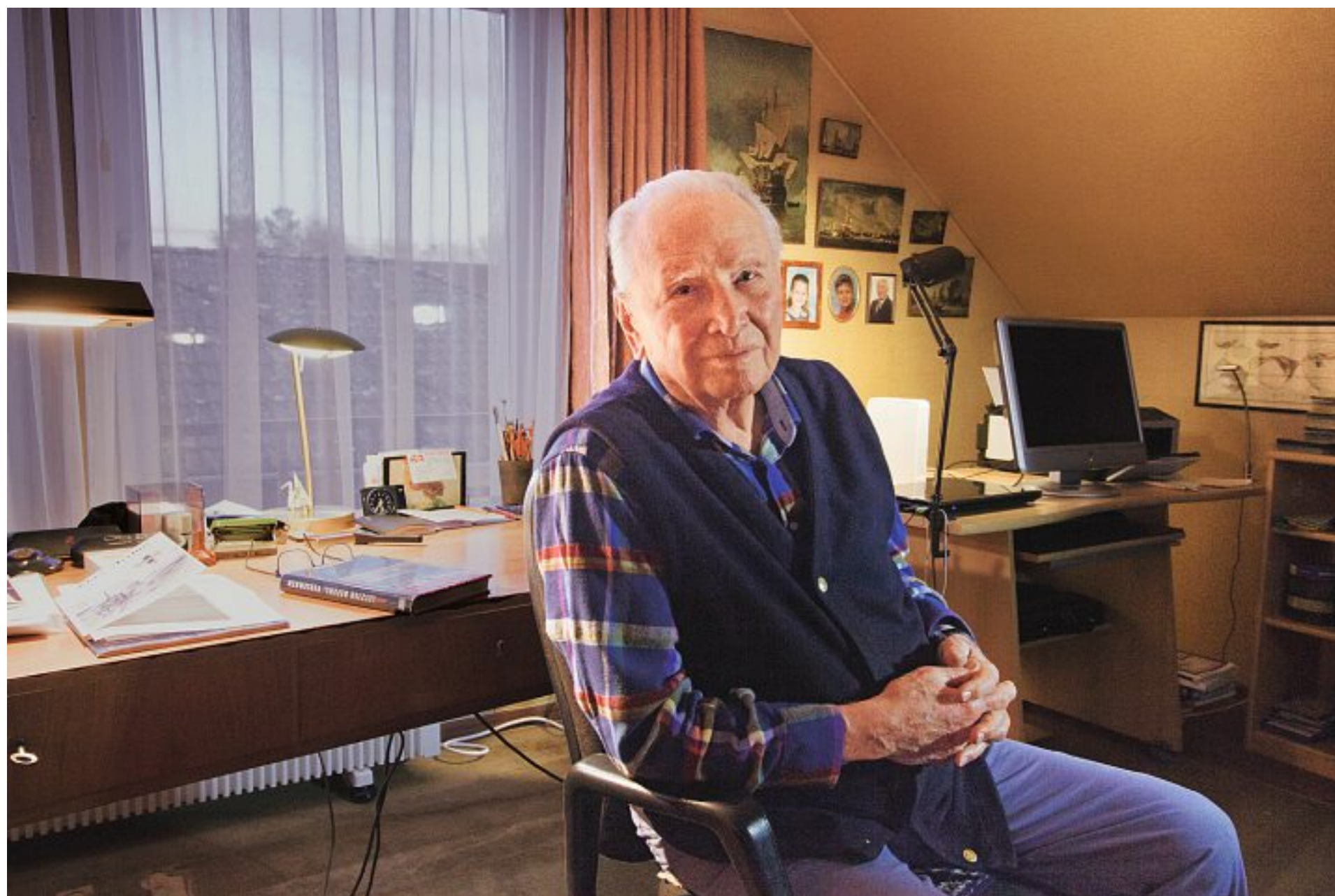
Erste Generation: Christian Fischbacher gründete die Firma.



Zweite Generation: Christian Fischbacher II. führte sie weiter.



Dritte Generation: Otto Christian Fischbacher übernahm 1928.



Ort der Erinnerung: Rudolf Arendt, ehemaliger U-Boot-Kommandant, in seinem Arbeitszimmer in Meckenheim

Foto Edgar Schoepal

Letzte Ausfahrt

Erst jetzt wurde U 23 im Schwarzen Meer entdeckt. Rudolf Arendt, einst Kommandant des U-Boots, erinnert sich an ein bizarres Kapitel des Kriegs.

Von Reiner Burger



Sommer 1944: Rudolf Arendt (Mitte) hat das Kommando auf U 23 übernommen.

Das er noch erlebt, wie sich der Kreis schließt – diese Hoffnung hatte Rudolf Arendt schon aufgegeben. Dann kam Ende Januar die Nachricht, dass türkische Marinetaucher vor Agva, nordöstlich von Istanbul, das letzte bisher nicht geortete deutsche Unterseeboot im Schwarzen Meer gefunden haben. „Ich hatte befürchtet“, sagt Arendt, „illegale Wracksucher hätten U 23 unter Wasser nach und nach zerschnitten, um es als Schrott verkaufen zu können.“

Rudolf Arendt war der letzte Kommandant von U 23. Ein Dreivierteljahrhundert ist das her, er ist jetzt 96 Jahre alt. Mit 21 Jahren hatte er im September 1944 auf Befehl der Seekriegsleitung die Aufgabe, das Schicksal des Rests der 30. U-Boot-Flottille durch Selbstversenkung zu besiegeln. Nichts sollte den Sowjets in die Hände fallen.

Am 9. September 1944 trafen sich U 19, U 20 und U 23 noch einmal außer Sichtweite vor der Küste. „Wir tauschten Erfahrungen aus und Proviant.“ U 19 hatte Ende August noch ein russisches Minensuchboot versenkt und dabei Verpflegung erbeutet. „Die Russen hatten Hilfsgüter der Amerikaner dabei: Breakfast, Lunch, Dinner, dazu Kaffee und Zigaretten – alles wasserdicht verpackt.“ Als U 23 ihre letzte Position erreicht hatte, wies Arendt seine Mannschaft an, das Boot nach und nach zu verlassen. „Für das Gepäck hatten wir zwei kleine Schlauchboote.“ Sieben Minuten lang schwammen die Männer schon Richtung Küste, als um kurz vor Mitternacht am 10. September 1944 U 23 mit einem Knall explodierte.

Mit der Selbstversenkung der drei letzten der ursprünglich sechs Schiffe zäh-

lenden 30. U-Boot-Flottille endete vor 75 Jahren eines der bizarrsten Kapitel des Zweiten Weltkriegs. Bei den geheimen Planungen des Angriffs auf die Sowjetunion hatte auch die deutsche Seekriegsleitung Anfang 1941 keinen Zweifel an einem schnellen Erfolg. Zwar sei die Überführung von kleinen U-Booten ins Schwarze Meer technisch möglich, aber äußerst zeitaufwendig, argumentierte der Oberbefehlshaber der Marine Mitte März während einer „Führerbesprechung“. Die Schiffe seien für den Fall „Barbarossa“ nicht mehr rechtzeitig in Rumänien.

Als Hitler die Sowjetunion dann am 22. Juni 1941 überfallen ließ, war das Schwarze Meer – ein Seegebiet größer als die Ostsee – deshalb aus der Perspektive der deutschen Streitkräfte weitgehend ungesichert und nicht überwacht. „Die sowjetische Flotte übt, auf Sewastopol gestützt, die uneingeschränkte Seeherrschaft aus und ist in der Lage, jeden Verkehr nach den ukrainischen Häfen zu unterbinden oder zum mindesten außerordentlich verlustreich zu gestalten“, meldete die Seekriegsleitung Anfang August. Stalin entschied Ende September, die eingeschlossene Küstenstadt Odessa zu räumen. Der sowjetischen Schwarzmeerflotte gelang es, in kaum mehr als zwei Wochen 86.000 Rotarmisten, 15.000 Zivilisten und große Teile des Materials bei nur geringen Verlusten abzutransportieren.

Derweil musste die Wehrmacht, die Richtung Kaukasus und Stalingrad vorstieß, versorgt werden. Das konnte, so die Überlegung, nur über das Schwarze Meer von Süden her geschehen. Rumänien und Bulgarien, die beiden Verbündeten des Reichs, konnten mit ihren wenigen Zerstörern und Torpedobooten kaum etwas



Im Schlepp: Mit gewaltigem Aufwand wurden 1942 sechs U-Boote von der Ostsee ins Schwarze Meer gebracht – hier der Transport über die Elbe bei Kaditz, kurz vor Dresden.

gegen die sowjetische Flotte ausrichten. Deshalb forderte Hitler Anfang 1942 den Einsatz von U-Booten. Um die Sache zu beschleunigen, wollte er mit der Türkei über ein verwegenes Tauschgeschäft verhandeln: Der neutrale Staat sollte eigene U-Boote, die im Schwarzen Meer stationiert waren, zur Verfügung stellen und im Gegenzug dafür U-Boote der deutschen Mittelmeerflotte bekommen. Die deutsche Seekriegsführung warnte allerdings davor, die neutrale Türkei zu kompromittieren. „Es ging darum, künftig sowohl das Eindringen britischer Seestreitkräfte ins Schwarze Meer zu verhindern als auch den Ausbruch der russischen Flotte ins Mittelmeer“, sagt Arendt.

Also beorderte Erich Raeder, der Oberbefehlshaber der Marine, sechs U-Boote der Baureihe B II von der Ostsee ins Schwarze Meer. Weil auch dabei die Neutralität der Türkei zu wahren war, konnten die Boote nicht einfach über die Nordsee, den Atlantik, das Mittel- und das Marmarameer ins Schwarze Meer gebracht werden. Stattdessen mussten die Boote durch den Nord-Ostsee-Kanal nach Hamburg, auf der Elbe bis Dresden, dann über die Reichsautobahn bis Ingolstadt und von dort über die Donau bis in die rumänische Stadt Konstanza transportiert werden.

Die Geheimaktion war in vollem Gange, als Rudolf Arendt in der Marineunteroffiziersschule Plön das erste Mal von ihr hörte. Arendt hatte gerade seine U-Boot-Ausbildung in der Ostseestadt Gdingen abgeschlossen, die Hitler in Gotenhafen umbenannt hatte. In Plön fühlte sich Arendt „zwischenlagert“, wie er ironisch formuliert. „Ich war jung, wollte unbedingt auf ein Frontboot. Damals gab es die großen Geleitzugschlachten und die

enormen Erfolge der deutschen U-Boote.“ Seit Kriegsbeginn 1939 versuchte die Kriegsmarine, England von seinen überlebenswichtigen Nachschubverbindungen über den Atlantik abzuschneiden. Wie Wölfe über eine Schafherde fielen die U-Boote der Kriegsmarine über die Frachter her. Auf die bewachten Geleitzüge von 20 und mehr Dampfern machten deutsche U-Boote zunächst erfolgreich Jagd.

Eines Tages tauchte Karl Fleige in Plön auf und suchte Leute für seine neue Mission. Fleige war Obersteuermann bei Reinhard Hardegen gewesen, einem der erfolgreichsten U-Boot-Kommandanten. Arendt glaubte, endlich gehe es nun für ihn los in den Atlantik. Als er im Dezember 1942 seinen Einsatzort erfuhr, war er enttäuscht. „Ich hatte zwar von einem Sonderkommando im Schwarzen Meer gehört, aber dachte, das geht mich nichts an. Nun versuchte ich mir vorzustellen, wie man mit den

uralten Schiffen, unseren ehemaligen Ausbildungsbooten, in dem Tümpel dort herumfährt.“

Die recht kleinen U-Boote waren für den Einsatz im Schwarzen Meer gut geeignet. Sie dorthin zu bekommen war allerdings eine Herkulesaufgabe. Um sie in Kanälen, auf Flüssen und Straßen transportieren zu können, mussten sie in Kiel zunächst „geleichtert“ werden: Die Dieselmotoren, sämtliche Batterien und Instrumente und der druckfeste Turm wurden ausgebaut, danach wurden die U-Boote um 90 Grad auf die Seite gedreht und mit Schwimmträgern stabilisiert.

Nach der aufwendigen Demontage begann eine 2500 Kilometer lange Reise quer durch Europa. Die erste Etappe führte durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal nach Hamburg, von dort ging es elbaufwärts bis Dresden-Übigau, wo auch damals schon die Autobahn die Elbe kreuzte. Mit Hilfe

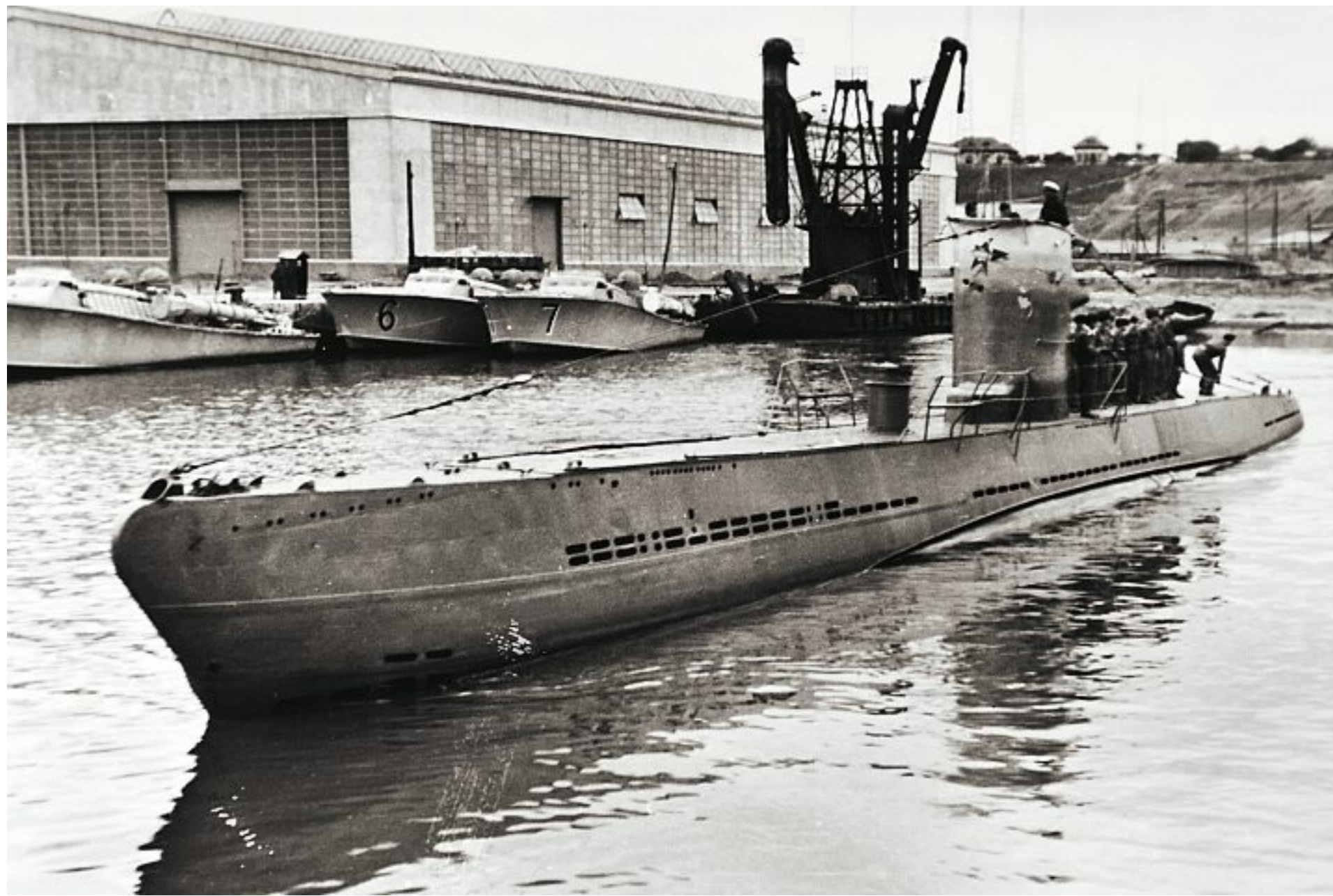
einer Slipanlage wurden die U-Boote aus dem Wasser gezogen und auf große Tief-lader mit 32 Vollgummireifen verfrachtet. Über eine eigens vom Dresdner Tiefbauamt errichtete Stichstraße rollte der Ultra-Schwertransport zur Autobahnauffahrt Dresden-Neustadt. Dann ging es mit maximal acht Kilometern pro Stunde auf die rund 400 Kilometer lange Reise nach Ingolstadt. Bis zu vier der damals stärksten Zugmaschinen mussten hintereinander gekoppelt werden, um die U-Boote in Schrittgeschwindigkeit durch Erzgebirge und Vogtland zu wuchten.

In Ingolstadt bekamen die Schiffe wieder ihren Schwimmträgergürtel und wurden über eine Slipanlage in die Donau gelassen – womit die Schwierigkeiten längst noch nicht zu Ende waren. Sie mussten noch weitere kritische Stellen passieren, wie die Weltenburger Enge mit ihrer S-förmigen Stromschnelle und die Steinernen Brücke in Regensburg. Während die ersten drei der sechs Boote der 30. Flottille zunächst Zwischenstation in Linz machten, wurde die zweite Bootsguppe direkt in den für ihren Wiederaufbau vorgesehenen Donauwerfthafen in der rumänischen Stadt Galatz gebracht.

Insgesamt 500 Kriegs- und Handelsschiffe gelangten im Zweiten Weltkrieg auf dem mühsamen Transportweg aus der Nord- und Ostsee ins Schwarze Meer. Für die besonders aufwändige Überführung der sechs U-Boote waren bis zu 600 Schiffbauer, Fahrer, Funker und Verkehrspolizisten im Einsatz. Fotografen der Marine dokumentierten den abenteuerlichen Binnen- und Überlandtransport ausführlich. Nach dem Zweiten Weltkrieg galt das Material als verschollen. Doch 1989 erhielt das damalige Militärarchiv der DDR



Anlegemanöver: Von Ende 1942 an brachen deutsche U-Boote zu Feindfahrten im Schwarzmeer auf.



In Fahrt: Das Boot U 18, auf dem Rudolf Arendt Ende Mai 1944 seine erste Kommandofahrt hatte, verlässt den Liegeplatz in der rumänischen Küstenstadt Konstanza.

in Potsdam den in großen Teilen erhaltenen Bildbestand von der Sowjetunion zurück; 1996 machte Gerd Enders daraus ein akribisch recherchiertes Buch. Enders, der vor drei Jahren starb, war nicht nur bei der Verlegung von U 18 dabei gewesen, er war auch auf dem wiederaufgebauten Boot eingesetzt.

„Wir lernten uns in Galatz kennen“, erinnert sich Rudolf Arendt, der zunächst ebenfalls zur Mannschaft von U 18 gehörte, das im Mai 1943 Konstanza erreichte. Von dort brachen schon seit Ende 1942 die ersten deutschen U-Boote zu Feindfahrten auf. Es waren schwierige Operationen. „Die Boote waren für eine Einsatzdauer von gut zwei Wochen mit maximal 15 Mann Besatzung konstruiert.“ Doch im Schwarzen Meer waren die Boote im Schnitt 30 Tage mit bis zu 30 Mann unterwegs. Vor allem an langen Sommertagen war das strapaziös. „Da musste man spätestens morgens um halb vier tauchen, auftauchen konnte man frühestens um 22 Uhr“, erinnert sich Arendt. Schon am späten Nachmittag war so viel Luft in dem kleinen Boot verbraucht, dass die Mannschaft müde und apathisch wurde.

In den gut 22 Monaten ihrer Existenz versenkte die deutsche U-Boot-Flottille nach offiziellen Angaben zwar 26 Schiffe mit rund 45.300 Bruttoregistertonnen. Doch das waren nicht mehr als kleine Achtungserfolge. „Während die Operationen 1942 noch ganz im Zeichen der Offensive und der Verstärkung der Seestreitkräfte und Seetransporte standen, wurden nach der Niederlage bei Stalingrad alle Einsätze von den rückläufigen Bewegungen der Heeresfront diktiert“, heißt es in dem vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt herausgegebenen Standardwerk „Das Deutsche

Letzte Ausfahrt

Reich und der Zweite Weltkrieg“. Anfang Februar 1943 forderte der von Hitler neu ernannte Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Großadmiral Karl Dönitz, auch von den Besatzungen der U-Boote „härtesten Einsatz, um den Kameraden an der Landfront zu helfen“.

Seine erste Kommandofahrt hatte Arendt Ende Mai 1944 noch auf U 18, in Vertretung von Karl Fleige. Es war die Zeit, als der Seekommandant Krim meldete: „Lage treibt zu Katastrophe.“ Sewastopol und die ganze Krim waren bald von den Russen zurückerobert. Hektisch versuchte die deutsche Marine, so viele Soldaten wie irgend möglich über das Schwarze Meer nach Rumänien zu bringen. Auf der ersten Fahrt unter Arendts Kommando kam U 18 an einer Stelle vorbei, an der kurz zuvor ein Handelsschiff mit 7000 geretteten Soldaten von den Russen versenkt worden war. „Ich schickte meine Leute zurück ins Boot, denn da schwamm ein unendlich großer Leichenteppich vor uns.“ Am 20. Juni bekam Arendt dauerhaft ein



Kommando. Sein Boot war nun die U 23. „Wir wussten, dass alles in Auflösung war. Und trotzdem wären wir nicht auf die Idee gekommen, dass wir mit U 23 am 16. August zur letzten Feindfahrt ausliefen.“

Doch die russische Sommeroffensive kam immer rascher voran. Bald war die Rote Armee bis zur Donau vorgedrungen. Ende August 1944 wechselte Rumänien auf die Seite der Alliierten und erklärte Deutschland den Krieg. Kurz darauf erreichten russische Panzer Konstanza. „Damit hatten wir unseren Heimathafen verloren“, sagt Arendt.

Von den sechs U-Booten der 30. Flottille waren beim Bombardement der Russen auf Konstanza zwei Boote zerstört worden, ein drittes wurde von der eigenen Besatzung versenkt. U 19 konnte noch am 25. August auslaufen; U 20 befand sich wie U 23 in See. „Wir waren im Schwarzen Meer gefangen wie eine Katze im Sack.“

Über Funk bekam Arendt den Befehl, noch einmal bis Sewastopol zu tauchen. „Also haben wir uns rangeschlichen, aber was wir da genau aufklären sollten, hatte man uns nicht gesagt.“ Später kam die Anweisung, noch einmal Konstanza anzugusteuern, und die letzten Torpedos auf den Hafen abzufeuern. „Also habe ich auf die Pier gedonnert. Es gab riesige Detonationen, ein Feuerschwall schoss in den Himmel.“ U 23 versenkte ein großes Handelsschiff und beschädigte einen Zerstörer. Danach ging es zurück aufs offene Meer.

Eigentlich wollte Arendt im Tauchgang durch den Bosphorus, um über das Marmarameer ins Mittelmeer auf eine griechische Insel zu gelangen. „Aber der Türkei war ja garantiert worden, dass ihre Hoheitsgewässer nicht verletzt würden.“ Also befahl Dönitz, die drei verbliebenen

U-Boote zu versenken. Die Besatzungen sollten versuchen, sich in kleinen Gruppen auf dem Landweg nach Griechenland durchzuschlagen.

Aber kaum hatten Arendt und seine Kameraden in den frühen Morgenstunden des 10. September 1944 die Küste erreicht, wurden sie von türkischen Soldaten aufgegriffen und interniert. Später kam er in amerikanische Kriegsgefangenschaft.

„Als ich 1946 entlassen wurde, erfuhr ich noch rechtzeitig, dass die Russen auf die Kommandanten der Schwarzmeer-U-Boot-Flottille ein Kopfgeld ausgesetzt hatten. Deshalb ging ich nicht mehr in meine mitteldeutsche Heimat, die ja nun sowjetisch besetzt war.“

Einige Jahre war Rudolf Arendt zunächst für die amerikanische Armee von Bremerhaven aus auf einem Minenräumboot unterwegs. 1956 trat er in die neu gegründete Bundesmarine ein. Bis zum Konteradmiral schaffte er es in seiner langen soldatischen Karriere. Immer wieder war er in Führungspositionen in der Bonner Hardthöhe eingesetzt.

Seinen ehrenvollsten Einsatz hatte er 1967. Als Kommandeur des 2. Schnellbootgeschwaders fuhr er den Leichnam Konrad Adenauers vom Kölner Dom aus auf dem Rhein zu Grabe.

Die Schwarzmeer-Episode spielte seit den siebziger Jahren immer wieder eine Rolle für Arendt. Seinem Freund Gerd Enders gelang es, die U-18-Besatzung ausfindig zu machen. Jedes Jahr trafen sich die Kameraden. „Nun bin ich der Letzte von der 30. U-Boot-Flottille, der noch lebt“, sagt Arendt. „Und ich durfte erleben, dass U 23 gefunden wurde. Ich kann mich nicht beklagen, ich habe immer Glück gehabt.“

EIN SCHÖNER LAND

Ein Bio-Landwirt aus Hessen setzte vor Jahrzehnten auf den Anbau von Kräutern für Naturkosmetik. Das war damals ziemlich gewagt. Heute erntet er die Erfolge.

Von Jennifer Wiebking

Gute Nachrichten auf dem Kräutertof in Staufenberg: Es regnet an diesem Juli-Vormittag. Die Nässe tut den Pflanzen gut, nach der Hitze der vergangenen Wochen, und wegen des Regens könnte Dieter Müller heute ohnehin nicht ernten. Also hat er Zeit, seine Felder zu zeigen. Der Landwirt, 60 Jahre alt, bestimmtes Auftreten, Barbour-Jacke über Poloshirt und Wollpullover, beschichtete Hose, tendiert überhaupt zu guten Nachrichten. Zu ungewöhnlich vielen, gemessen an den Problemen, die viele seiner Kollegen so umtreiben: den zunehmend extremen Wetterbedingungen, der ungünstigen Preisentwicklung, der Konkurrenz auf dem Weltmarkt, den Finanzinvestoren, die an die Böden der Bauern wollen.

Einer der Gründe, weshalb Dieter Müller ganz guter Dinge sein kann, wächst auf seinen Feldern in leuchtendem Orange. Er braucht verhältnismäßig wenig Platz. 175 Hektar Landwirtschaft betreibt er, 30 Hektar davon sind Kräuter – und davon ist ein Teil für die Calendula vorgesehen, besser bekannt als Ringelblume. Wenn Menschen auf der ganzen Welt, überall dort, wo die Naturkosmetikmarke Weleda verkauft, eine Tube, einen Tiegel, eine Flasche zur Hand nehmen, kräftig schütteln und Creme auf ihrem Körper verteilen, dann tragen sie damit vielleicht auch ein Stück von Müllers Feldern auf.

Denn in den Cremes sind Kräuter enthalten. Die wachsen auf der ganzen Welt und werden auch an zahlreichen Standorten zu Pflegeprodukten weiterverarbeitet, in Schwäbisch-Gmünd, Arlesheim in der Schweiz und Huningue (Hünningen) im Elsass. Es gibt Fabriken in Brasilien, Großbritannien, Neuseeland. Einer der Lieferanten, mit denen Weleda zusammenarbeitet, ist Dieter Müller, und seine Calendula wächst hier, in Staufenberg, von Frankfurt aus kommend hinter Gießen.

Also raus aufs Feld, vorbei am Thymian, daneben der Schnittlauch. Dass es zu lange zu trocken war, sagt Müller, könne man an den Grasweiden sehen. „Die sind so braun wie in Italien.“ Müller streift den Roggen und deutet zum Horizont. An guten Tagen könne man von hier aus den Feldberg sehen, dahinter liegt Frankfurt. Heute verschwinden die Umrisse mit der grauen Suppe. Müller – auf dem Kopf einen Hut, auf den der Regen prasselt – dreht sich um und zieht weiter Richtung Lichtpunkt. Denn die Calendula leuchtet wirklich, trotz oder gerade wegen des Regens. Ein Feld aus orangefarbenen Ringelblumen. „Würde jetzt die Sonne scheinen, wären sie offen“, sagt Müller. So sind viele Blüten geschlossen. Im Hintergrund pflücken Erntehelfer unter Kapuzen und Capes von Hand. Sie kommen aus Polen, es seien aber auch Frauen dabei, Türkinen und Kurdinnen, die in der Gegend wohnen. „Sie sind oft ungern auf demselben Feld, aber die Arbeit verbindet.“ Gibt es einen Anschlag in der Heimat, sei die Stimmung trotzdem schlecht, auch auf diesem Feld.

Sechs Mal gehen die Erntehelfer in einem Sommer über das Feld. Gut eine Woche dauert es, bis sie es einmal leer gepflückt haben, dann wachsen neue Blüten, die Müller an Weleda nach Schwäbisch-Gmünd liefert und die dort verarbeitet werden. Am Ende eines Jahres hat Müller gut zwölf Tonnen



Wenn Ringelblumen leuchten: Die Blüten, die Dieter Müller erntet, landen später in den Produkten von Weleda.

Kräuter an das Naturkosmetikunternehmen geliefert. Das braucht diese Rohstoffe, denn der Bedarf an Bio-Beauty wächst. Warum das so ist, lässt sich am Calendula-Beispiel erklären, etwa am Pflegeöl. Die Liste der Inhaltsstoffe auf der Rückseite der Produkte ist gemessen daran, dass man es hier mit überall verkäuflicher Ware zu tun hat, die somit Mindeststandards im Hinblick auf die Haltbarkeit unterliegt, legendär kurz. Darin enthalten sind: Sesamöl und Calendula-Extrakt, das war's.

Das mögen verantwortungsbewusste Verbraucher, die darauf achten, was sie an ihren Körper lassen, und davon gibt es immer mehr. Gemäß Zahlen der Gesellschaft für Konsumforschung kamen im vergangenen Jahr mehr als eine Million neue Käufer von Naturkosmetikprodukten hinzu. Das ergab ein Umsatzwachstum von 5,9 Prozent, auf nun 1,3 Milliarden Euro, was einem Anteil von 9,2 Prozent am gesamten Schönheitsmarkt entspricht. Es sind auch nicht mehr nur die Deutschen, die mit der Bio-Brille einkaufen, das Bewusstsein dafür wird auch in vielen anderen Teilen der Welt stärker.

Diesen Anstieg hat auch Müller registriert. Deshalb kann er ohne zu klagen von seiner Arbeit reden. Das Wetter sieht er nicht als Problem, „dann kann ich auch mal Urlaub machen“, aber doch als Herausforderung. Im vergangenen Jahr, im Sommer der extremen Hitze, hatte auch er Probleme, die vorgesehene Menge an Calendula zusammenzubekommen. „Die Blüten waren sehr klein. Daher mussten wir lange ernten, um auf die Menge zu kommen. Bei einem anderen Abnehmer hätte ich mir die Mühe nicht gemacht. Aber hier ist man schon vertragstreu.“

Um sieben Uhr beginnt sein Tag. „Ein Mitarbeiter, der selbstständig arbeitet, kümmert sich um die normale Landwirtschaft, ich ernte hauptsächlich die Kräuter und bin bei der Trocknung dabei. Und ich mache Büroarbeit.“ Zu zwei Dritteln bestehe sein Tag heute aus Schreibkram, Rechnungen, Ernteprotokollen. „Wie war das Wetter? Die Temperatur? Früher war das eine Seite, heute sind es oft drei.“

Dafür muss er keine Abnehmer mehr suchen. Für gut zehn verschiedene Partner erntet Müller. „Ich kann mir aus-suchen, für wen ich arbeite, die Nachfrage ist größer als die Menge, die ich bieten kann.“

Das liegt daran, dass Müller, der verheiratet ist und drei Kinder hat, von denen sich mehr als eines für den Hof interessiert, zum richtigen Zeitpunkt auf die richtige Nische gesetzt hat: Heilpflanzen. Die Familie betreibt den Hof seit Jahrhunderten, genau kann Müller das nicht datieren, aber laut Kirchenbüchern mindestens seit der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Dass die konventionelle Landwirtschaft mit überwiegend Getreide auf Dauer nicht zwei Familien würde ernähren können, erkannte Müller, als er den Hof von seinem Vater übernahm. Das war 1984, nach dem Landwirtschaftsstudium in Gießen. Er begann, sich auf Apotheker-Kongressen umzuschauen und Arnika anzubauen.

Das war ungewöhnlich, die Pflanze gab es bis dahin nur in kleinen Mengen. 1985 traf er auf einem Kongress im mittelhessischen Rauschholzhausen einen Weleda-Mitarbeiter. Müller sagte, er könne Arnika vom Feld kultivieren. Sein Gegenüber sagte, das sei noch keinem gelungen, wenn er das schaffe, könne er für Weleda arbeiten. Müller lacht, als er davon erzählt. Arnika baut er noch immer für Weleda an. Die Ernte ist aufwendig, denn sie muss am selben Tag verarbeitet werden, in Schwäbisch-Gmünd bei Weleda. „Wir ernten um fünf Uhr morgens, um zwölf ist Abfahrt mit dem Anhänger.“ 314 Kilometer Fahrtstrecke bis Baden-Württemberg. „In der Nacht wird es dort verarbeitet. So ist das bei allen Frischpflanzen.“

Die Calendula ist nicht so anspruchsvoll. Sie wird in Staufenberg getrocknet, bei Müller auf dem Hof. An diesem Nachmittag kommen die Blüten frisch vom Feld an, dann geht es weiter in die Trockenanlage. Tausende leuchtend orangefarbene Blütenköpfe, die vom Regen noch leicht feucht sind, gleiten über das Förderband. Für 200 Milliliter Pflegeöl sind 15 bis 20 Gramm davon nötig. In der Anlage herrschen 60 Grad. Gegen 22 Uhr sind sie trocken. Draußen regnet es noch immer.



Willkommen in Triest! An der Piazza Unità d'Italia öffnet sich die Stadt dem Besucher.



Mit einem Blick für die Stimmung: In der Hafencity vermischen sich lateinische, slawische und deutsche Kultur auf faszinierende Weise.

Im phantastischen Nirgendwo

Triest ist eine Mischung aus Wien und Venedig, nicht Süden, nicht Norden, nicht Ost, nicht West. Auch Claudio Magris, der berühmteste Literat der Stadt, liebt das Gefühl, für immer im Ungefähren zu bleiben.

Von Simon Strauß

Triest ist keine Stadt, die unbedingt besucht werden will. Vom kleinen, leeren Flughafen gibt es statt eines Shuttles nur einen Regionalbus, der erst über die Dörfer fährt, bevor er sich, die Küste entlangkurvend, langsam der Stadt nähert. Auf den Bürgersteigen am Meer liegen die Menschen mit ihren Handtüchern auf den warmen Steinen in der Sonne und schließen die Augen. Ein ungewohnter Anblick: Wo normalerweise Passanten flanieren oder Hunde ausgeführt werden, ist ein temporärer Stadtstrand. Es gibt keinen Sand in Triest, sondern nur Felsen und steinerne Bürgersteige. Der Sprung von den Klippen in die Adria ist zum Kennzeichen der Stadt geworden. Immer wieder werden von den Stadtoberen Bebauungspläne entworfen, wird das Errichten kostenpflichtiger Badeanstalten angedroht, aber stets regt sich Widerstand gegen solche Eingriffe in das empfindliche Kollektivbewusstsein der Stadtbewohner. Und so müssen die Behörden wohl oder übel dafür Verständnis zeigen, dass in Triest „der freie Sprung ins Wasser als öffentliches Gut“ gilt, wie der berühmteste lebende Literat der Stadt, Claudio Magris, in seinem eben in deutscher Übersetzung erschienenen Buch „Schnapsschüsse“ (Hanser) schreibt.

Die sauberen Trottoirs, auf denen die Menschen sorglos sonnend liegen, sind nicht das einzige Anzeichen dafür, dass diese Stadt sich in manchem grundlegend von dem Land unterscheidet, zu dem sie gehört. Italienisch ist, so kommt es einem in Triest mitunter vor, nur die Sprache. Der Straßenverkehr, die Müllentsorgung, das Gesterrepertoire sind eher wie im Norden, selbst die Busse kommen pünk-

lich. Kein Wunder, denn die Stadt gehörte mehr als 500 Jahre lang zu Österreich und wurde erst 1919 italienisch. Während des Zweiten Weltkriegs besetzten die Nationalsozialisten Triest, danach meldete das sozialistische Jugoslawien Besitzansprüche an. 1954 wurde Triest endgültig Italien zugeschlagen. Durch den Beitritt Sloweniens zur Europäischen Union konnte sich die Stadt zuletzt aus ihrer langjährigen Randlage befreien und wandelte sich zum zentralen mitteleuropäischen Umschlagplatz, nicht nur von Nord und Süd, sondern auch von Ost und West.

Wer heute über die Piazza dell'Unità spaziert, Europas größten Platz am Meer, hat das Gefühl, in Venedig und Wien gleichzeitig zu sein. An drei Seiten gesäumt von neoklassizistischen Palästen, öffnet sich eine 16.000 Quadratmeter große Freifläche zum Wasser – während man sich

weiter hinten, im „Caffè degli Specchi“, in der Atmosphäre eines Wiener Kaffeehauses wiederfindet. Schräg gegenüber liegt das Hotel Vanoli, in dem der deutsche Archäologe Johann Joachim Winckelmann 1768 auf der Durchreise nach Rom ermordet wurde. Zu seinem Andenken legte die Stadt einen archäologischen Park an und errichtete 1833 einen kleinen Tempel mit Marmormonument. Winckelmanns Knochen, die ursprünglich in der nahegelegenen Kathedrale vergraben wurden, waren da längst mit anderen Überresten vermischt, sodass der Sarkophag nicht viel mehr ist als ein schwülstiger Erinnerungsschrein. Und doch haben Bewunderer des Erfinders der so berühmten wie irreführenden Beschreibungsformel von der „edlen Einfalt und stillen Größe“ es sich nicht nehmen lassen, auf dem Sims Duftkerzen und Plastikrosen abzustellen.

Triest war immer schon eine Hafencity. Von hier aus machten sich in der habsburgischen Zeit Schiffe in alle Welt auf, hier kamen die kostbarsten Waren an. Gelagert wurden sie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, als durch die Eröffnung des Suez-Kanals der Handelsverkehr mit dem Mittleren und Fernen Osten zunahm, in riesigen Speichern auf einem Areal entlang der Küste. Als Italien die Stadt übernahm, wollte es den Machtwechsel auch im Bau eines neuen Hafens manifestieren. Seit der Eröffnung des Porto Nuovo in den zwanziger Jahren steht der Porto Vecchio leer – das Schmuckstück industrieller Hafencity, gelistet als Unesco-Welterbe, verfällt gnadenlos.

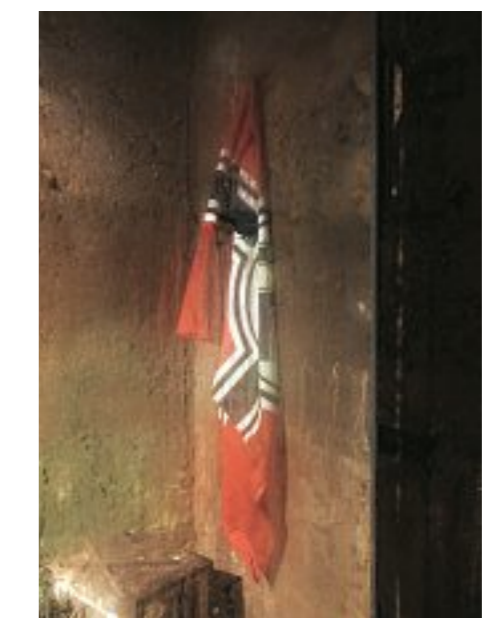
Durch ein triumphbogenartiges Eingangstor hinter dem Hauptbahnhof kann man einen faszinierenden Rundgang durch diese untergegangene Handels- und Arbeiterwelt machen. Der streng abgeäugte Besucherpfad führt an Funktionsbauten aus Stahlbeton und verrosteten Kränen, an Repräsentationsbauten und riesigen Lagerhallen entlang.

Donnernde Techno-Partys, spektakuläre Künstler-Lofts wären hier möglich, wenn das Ensemble vor den Toren Berlins oder Barcelonas läge – aber in Triest bleiben die Industrieruinen unberührt und bewahren ihre romantische Ausstrahlung; verfallen, vergessen, einer anderen Zeit versprochen.

Die potenten Investoren jedenfalls, von denen der Stadtführer träumt und die das Areal in eine moderne Hafencity verwandeln könnten, sind bislang nicht gefunden. Besser gesagt: Sie haben den Ort noch nicht gefunden. Und so bleibt er eine der wenig beachteten Großattraktionen dieser wundersamen Stadt.



Schloss Duino thront auf einem Felsen.



Im Bunker hängt noch die Reichskriegsflagge.

FOTOS: INTERPHOTO, THE NEW YORK TIMES/REDUX/LAIF, SIMON STRAUSS



Der längste Tag: Mag der Start noch so schwungvoll ausfallen – nach 100 Grün sind Geist und Körper des Hulopo-Helden schwer aus der Bahn geraten.



Einer nach dem anderen, in theatralisch weiten Sätzen, springen sie hinein in die dunkle Tunke. Wie eine La-Ola-Welle der Frösche. Was streunt auch dieser Mann mit kurzer Hose im Morgengrauen dort am Ufer umher? Ist in diesem Teich jemals vor sechs Uhr in der Früh ein Golfball versenkt worden?

Dreizehneinhalb Stunden später. Derselbe Teich, in warmes Abendlicht getaucht, die Frösche singen ihr Abendlied. Derselbe Mann mit kurzer Hose sucht seinen Ball am Ufer. Findet ihn nicht. Es macht ihm längst nichts mehr aus. Nimmt er halt einen neuen. Hinstellen, gucken, ausholen, schlagen – so selbstverständlich geworden wie atmen und schlucken. Der neue Ball fliegt und fliegt und landet dort, wo Brennesseln bauchnabelhoch stehen. Er sucht ihn gar nicht erst. Macht nichts, neuer Ball. Sein Spiel ist verkümmert, zerbrösel, von der Sonne verdorrt, in Einzelteile zerlegt. An den Unterschenkeln klebt ein Mus aus Gras, Insektenkadavern und krümelig gewordener Sonnencreme. Es sind noch immer über 30 Grad. Und noch immer liegen zig Spielbahnen vor mir. Ist das noch Golf oder schon Ironman?

Ein zackiger Schmerz durchzuckt die Wade. Tatsächlich, der Vorbote eines Krampfs! Beim Golfspielen! Ein Wadenkrampf beim Golf ist in etwa so lächerlich wie Muskelkater vom Schachspielen oder Dehydrierung beim Kegeln. Schließlich ist Golf ein Auto oder eine Meerenge, aber gewiss kein Sport. Golf ist ein spielerischer Spaziergang älterer, superreicher Herrschaften, die karierte Hosen tragen. Ein elitärer Freizeitvernichter für diejenigen, die nicht wissen, wohin mit ihrer Zeit und

SCHLAG AUF SCHLAG

Golf ist kein Sport? Der Hundert-Loch-Pokal beweist, dass es doch so ist. Ein Tag jenseits des grünen Bereichs.

Von Alex Westhoff

ihrem Geld. Oder? So, dann hätten wir die Klischees mit unendlichem Haltbarkeitsdatum und unzureichendem Wahrheitsgehalt schon mal abgehandelt.

Nur: Das hier hat mit Golf, wie man es kennt oder zu kennen glaubt, nichts zu tun. Das hier ist Hulopo! Hulopo ist Neuland, mental; Hulopo ist eine Grenzerfahrung, körperlich. Der erste Hulopo ist wie der erste Autokauf, Kuss, Job oder Marathon – den vergisst man nicht.

Hulopo steht für Hundert-Loch-Pokal. 100 Spielbahnen an einem Tag. Eine sehr rare und sehr spezielle Golfturnierform, aber eine mit Tradition. Die Idee hatten 1966 fünf Männer an der Theke. Wie kann es anders sein: eine Schnapsidee.

Man sollte früh anfangen. Otto-Normal-Golfer planen für eine 18-Loch-Runde dreieinhalb bis viereinhalb Stunden ein. Für einen Hulopo sind fünfzehn Runden zu absolvieren. Man sollte also auch flott unterwegs sein. Hulopos finden sinnvollerweise immer Ende Juni statt, wenn die Tage am längsten sind. Jährliche Ausgaben gibt es nur im Hamburger Golfclub Falkenstein und im Stuttgarter Golfclub Solitude.

Ich stehe also an einem Dienstagmorgen um kurz vor fünf am Morgen auf dem Parkplatz der Anlage in Mönshaus, 25 Kilometer nordwestlich von Stuttgart gelegen. Den Kofferraum baue ich um zu einem Versorgungszentrum. Ich drapiere all die Wasserflaschen mit dem isotonischen Pulver, die Müsliriegel, das Trockenobst, die Reservebälle, die Wechselschuhe und -socken. Es wirkt wie die Vorbereitung eines Ultramarathons oder einer Expedition in unbekanntes Terrain. Ist es ja auch. 100 Löcher an einem Tag sind

mehr als ich Gelegenheitsgolfer bisher in diesem Jahr gespielt habe. Es ist ein Gefühl von: „Keine Ahnung, was mich da erwartet, aber Bock drauf.“

Christoph und ich bilden eines der Zweiergespanne für den längsten Tag, 5.15 Uhr, Abschlag 1. Ein knackiger Gruß aus der Küche: Wer 100 Loch zu gehen hat, den ängstigt ein stramm bergauf führendes 371 Meter langes Par 4 zum Start. Wo soll das alles hinführen?

Aber es hilft nichts. Christoph als Einheimischer dirigiert mich über den Parcours. Wir spielen solides Golf in tafrischer Luft auf noch nassen Wiesen. Überraschend gutes Golf sogar.

Nach Bahn 3 wartet im Golfclub Solitude die Via Mala, der Schmerzensweg. Das ist ein kernig steiler Hügel, auf dem jedermann mit Golfausrüstung im Schlepptau kurzatmig wird, will er zum nächsten Loch gelangen. Der prächtige Platz hat einige spektakuläre Abschläge zu bieten, erhöht liegende Kanzeln im Gelände, von denen sich beschwingt ein Schuss mit dem Driver abfeuern lässt. Haudraufs wie ich lieben so was.

Tatsächlich sind nach zweieinhalb Stunden die ersten 18 Löcher, das Hors d'Oeuvre, bewältigt. Uhrenvergleich. Und weiter, immer weiter – das machte ja schon Torwartlegende Oliver Kahn zum Leitmotiv, der nicht nur Bälle fangen kann, sondern auch ein exzellenter Golfer ist.

Wir treffen auf die ersten anderen Spieler auf dem Platz, die noch locker als Early Birds durchgehen. Im Lauf des Vormittags erleben wir manches Spalier von hochgereckten Daumen. Ihr seid die, die den Hulopo spielen, oder? „Respekt!“ – „Beeindruckend!“ – „Toll!“ Gedankenleser

würden wahrscheinlich eher „Spinner“, „Geht's noch“ oder „Verrückte Golf-Extremisten“ herausfiltern.

Hulopo ist Speedgolf, ja Blitzgolf, Schlag auf Schlag auf Schlag. Bälle, die in die Walachei gejagt werden, das ist eine Hulopo-Spezialregel, sucht man nicht lange. Ein Strafpunkt, neuen Ball ins Spiel bringen, weiter geht's. Mein Spiel bleibt den ganzen Tag nah am Wasser(hindernis) gebaut. Christophs Spiel zeichnet die Abwesenheit von rabiat verzogenen Schlägen aus. Er scheint die gesamten 100 Löcher mit einem einzigen Ball auszukommen. Sogar beim dritten Mal auf Bahn 6, die Sommersonne brennt schon beträchtlich, finden wir ihn wieder. Christoph hat den Ball nicht aufs Fairway geschlagen wie üblich, sondern ihn kerzengerade den parallel verlaufenen Waldweg entlanggejagt. Nur dass ihn dort ein plötzlich den Hang hinuntersausender Mountainbiker in Rennmontur beinahe überfahren hätte. Hulopo interruptus – das war knapp.

„18 Golflöcher werden Ihnen über den Mitspieler mehr sagen als 19 gemeinsame Jahre am Schreibtisch“, schrieb einst der amerikanische Autor Grantland Rice. Christoph und ich sind aber nicht zum Quatschen zusammengekommen, sondern als golfende Kampfgenossen gegen die schiere Laufristanz, gegen den Verschleiß, gegen die 100.

Zehn Golfverrückte waren angemeldet, sechs sind erschienen. Neben uns beiden zwei semiprofessionelle Damen aus dem Bundesligakader des Klubs sowie Jörg und Frank. Der aus Sachsen angereiste Jörg ist ein regelrechter Hulopo-Tourist, ein Mann, der schon zig Marathons gelaufen ist, aber mehr und mehr auf Hulopo

umsattelt. Frank ist die Hulopo-Legende Deutschlands, der Rekordteilnehmer. Er ist nun bei der 35. von 39 Stuttgarter Ausgaben dabei. So sicher, wie andere Ende Dezember Silvester feiern, spielt Frank Ende Juni Hulopo. Seine Premiere müsse kurz vor seiner Bundeswehrzeit gewesen sein, sagt er im Clubhaus während des nach 46 Löchern angesetzten späten Frühstückes für uns Frühaufsteher. Der Legende nach hat ein armer Teufel mal nach 84 Bahnen wegen Blasen an den Füßen aufgeben müssen. Und ein anderer hat es nur im Scheinwerferlicht eines Greenkeeper-Fahrzeugs ins Ziel geschafft.

Also wieder los, weiter, immer weiter. Doch aller Neuanfang ist schwer. Es dämert mir, was es bei der Hitze bedeutet, noch nicht mal die Hälfte geschafft zu haben. Ich liebe Bahn 18 – als kraftvolles Zeichen für die Endlichkeit des Hulopo. Ich beginne Loch 1 zu verabscheuen – weil mich angesichts des immer noch irrwitzigen Restprogramms jedes Mal ein Gefühl der Vergleichenheit überkommt. Golf ist ein Psychospiel. Wie sonst ist es zu erklären, dass manche Bahnen konstant gut laufen – sechs Mal Bogey an Loch 2 beispielsweise – und es auf anderen gelingt, immer neue Wege des Scheiterns zu erleben? Niemand beherrscht dieses Spiel, es beherrscht dich.

Die Gesichter sind gerötet, die Arme glänzen schweißnass. Kein Windhauch in der bleiernen Nachmittagshitze. Nach 65 Bahnen sind sie da, zwei Brennpunkte an den Fersen. Bei nächster Gelegenheit, vor den finalen 27 Bahnen, Boxenstopp am Versorgungszentrum Kofferraum. Auf dem Parkplatz steht mittlerweile das Who is Who der schwäbischen Automobil-

baukunst. Schuhe und Socken wechseln, einen Trolley besorgen, damit ich die Golfertasche nicht mehr schultern muss, sondern hinter mir herziehen kann. Die Getränke aus dem Auto sind ungefähr so heiß, als hätte man Wasser aufgekocht und es dann eine Minute abkühlen lassen.

Die Adduktoren verhärten zusehends, die Füße brennen, die Gedanken gehen Gassi. Ist das noch Tunnel oder schon Trance? Es ist die Zeit, in der tüchtige Helfer mit einem Golf-Cart – ohne rotes Kreuz am Chassis, dafür samt Kühlbox – regelmäßig vorbeikommen. Kalte Getränke, gekühlte Handtücher, Pflaster. Das Wichtigste ist die Bestellung für das 100. Grün: Weißbier!

Die Via Mala zwischen Bahn 3 und 4 muss weniger ein Ausläufer als vielmehr ein Irläufer des Nordschwarzwalds sein: War sie bei der Erstbesteigung im Morgengrauen noch eine Geländekante, beim zweiten Mal schon ein ordentlicher Hügel und danach ein zehrender Anstieg, der zu einer schwäbischen Mauer und schließlich zu einer brutalen Steilwand transformiert ist – so ist sie beim sechsten Angriff eine schier unbezwingbare Himmelsleiter. An deren Ende leider noch nicht das Weißbier wartet. Die Aussicht aber beflügelt.

Nach rund 55 Kilometern Laufstrecke, 521 Schlägen, 521 Probeschwingen, zwei Birdies, 21 Pars, 39 Bogeys, 28 Double-bogeys und zehn Bahnen, über deren Spielergebnis ich schweigen möchte, ist es vollbracht. Die versammelten Putts auf dem 100. Grün dringen erst gar nicht mehr in mein Großhirn vor. Alles ist auf das Weißbier ausgerichtet.

Mönshaus, 21.35 Uhr: Es schmeckt so, gut.

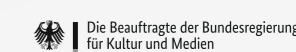


FOTOS: ALEX WESTHOFF (7), SIMON SCHMIDTKE

30.8.–19.9.2019 MUSIK FEST BERLIN

In Zusammenarbeit mit der Stiftung Berliner Philharmoniker

Gefördert durch



Berliner Philharmoniker
Peter Eötvös / Daniel Harding

Royal Concertgebouw
Orchestra Amsterdam
Tugan Sokhiev

London Symphony
Orchestra
Sir Simon Rattle

Orchestre
Révolutionnaire et
Romantique &
Monteverdi Choir
Sir John Eliot Gardiner

BBC Symphony
Orchestra
Sakari Oramo

Orchestre Les Siècles
François-Xavier Roth

Israel Philharmonic
Orchestra
Zubin Mehta

Münchener
Philharmoniker
Valery Gergiev

und viele weitere Gastorchester,
Ensembles und Solist*innen

Der höchste Berg auf spanischem Staatsgebiet liegt auf Teneriffa: Der Pico del Teide ist 3718 Meter hoch, vom Meeressboden aus gemessen sogar mehr als 7000. Eine Seilbahn trägt Besucher bis 150 Meter unterhalb des Gipfels. Ganz hinauf darf nur, wer im Voraus eine Genehmigung beantragt hat.



Der Loro Parque ist laut Tripadvisor der beste Zoo der Welt. Hin und wieder sieht man Gesichter, die einem aus der Fernseh-Dokumentation über den Zoo bekannt vorkommen. Die Tierstimmen zu identifizieren klappt trotzdem nicht: Der kreischende Vogel entpuppt sich als Kind, das Kind als quitschender Orca.



Straußenwirtschaften heißen auf Teneriffa Guachinche. Der Wein dort kommt von den eigenen Rebstöcken, die Karte ist übersichtlich, geöffnet ist nur an wenigen Tagen. Dafür kann man sicher sein, dass das, was auf den Tisch kommt, richtig gut schmeckt.

Der Nordostpassat bringt viel Feuchtigkeit, die sich in Form von Wolkenbänken an den steilen Bergflanken staut. Daraus kühlen die Kiefern des Nebelwalds mit ihren langen Nadeln das Wasser, das dann in dicken Tropfen zu Boden fällt.

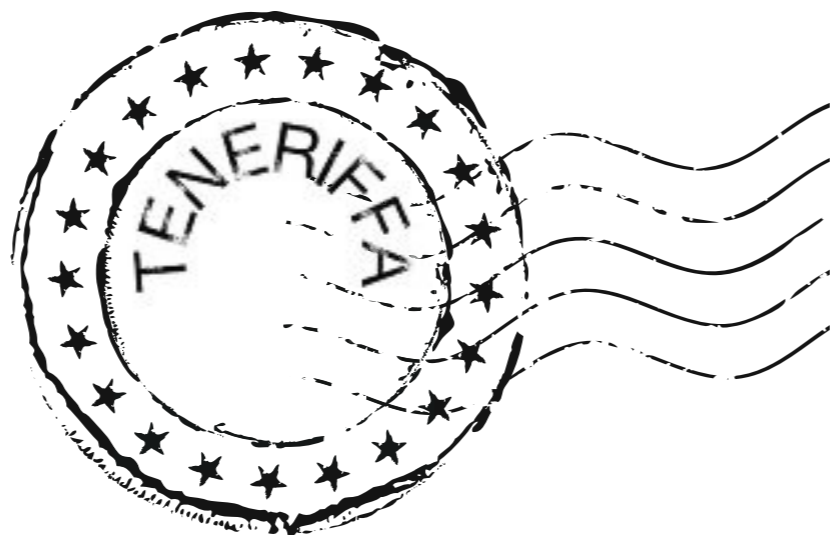


Für den Barraquito, das Nationalgetränk Teneriffas, werden Kondensmilch, Vanillelikör, Espresso und Milchschaum kunstvoll übereinandergeschichtet und mit Zimt und Zitronenzeste garniert. Alles gut umrühren – und fertig. Schmeckt wie eine flüssige Praline.

„Stolz von Teneriffa“ nennen Einheimische die Pflanze, die offiziell Wildprets Natternkopf heißt – eine Reminiszenz an den schweizerischen Botaniker Hermann Wildpret. Sie wächst in der Wüste der Teide-Kaldera auf mehr als 2000 Meter Höhe.



Grüße aus



Unter den Höhepunkten der Kanareninsel ragt einer weit hervor.

Von *Stephanie Geiger* und *Karl Gabl*



Auf Teneriffa geht es entweder den Berg rauf oder runter – und das meist sehr steil. Ein Gefälle von 15 Prozent ist ganz normal. Alles, was rollen kann, muss deshalb gesichert werden, zum Beispiel die Müllcontainer.

Auf der Insel Bali herrscht seit Jahrhunderten ein besonderes hinduistisches Ritual: Ausgewählte ältere Männer werden gemeinsam mit ihren Frauen zu Hohepriestern geweiht. Sterben sie, übernimmt die Witwe das Priesteramt.

Diese besondere Ehre wird nur Männern aus der Brahmanenkaste zuteil, die älter als 50 Jahre sind. Ledige Männer werden in der Regel nicht zu Hohepriestern (Pedanda) geweiht, ledige Frauen auch erst im fortgeschrittenen Alter. Die Priesterweihe ist eine eindrucksvolle Zeremonie, die mehrere Stunden lang dauert. Der Höhepunkt: Der Lehrer legt seinen Fuß auf die Schädeldecke des zu weihenden Schülers, und der Schüler berührt den großen Zeh des Lehrers mit der Zunge. Danach dürfen sich Lehrer und Schüler zeitlebens nicht mehr in die Augen sehen. Die ehemaligen Schüler müssen bei späteren Begegnungen mit ihrem spirituellen Lehrer demutsvoll den Kopf senken.

Der Hinduismus auf Bali ist alt, und er hat noch ältere animistische Wurzeln. Als die Hindus aus dem benachbarten Java im 16. Jahrhundert auf der Flucht vor den vordringenden Muslimen nach Bali kamen, trafen sie auf eine weitgehend animistische Urbevölkerung, die Dämonen, Bäume und Berge verehrte.

Der „Große Berg“ (Gunung Agung) ist der spirituelle Mittelpunkt Balis, der Insel der Götter und Dämonen. Seit knapp zwei Jahren ist der 3142 Meter hohe Vulkan nach einem halben Jahrhundert wieder aktiv. Ohne Vorgebirge steht er wie ein riesiger Kegel in den Reisfeldern Nordost-Balis. Der Berg ist Sitz der Götter und Göttinnen und der vergöttlichten Ahnen. Am Fuß des Bergs befindet sich der Haupttempel der Insel (Pura Besakih), der schon im zehnten Jahrhundert gegründet wurde.

Die meisten Balinesen hängen dem Shivaismus an, einer der großen spirituellen Strömungen im Hinduismus. Viele der balinesischen Mantras sind auch in Indien nachweisbar, und auch in Bali hat die Göttin des heiligen Flusses Ganges eine große Bedeutung. Die Balinesen selbst nannten ihre Religion früher „Agama Tirtha“, Glaube des heiligen Wassers. Herstellung und Verbreitung des heiligen Wassers sind die wichtigsten Aufgaben der Brahmanenpriester, die ihre Vorfahren über 13 Generationen bis in die Javanische Zeit zurückverfolgen können. Mit nach Bali brachten die Brahmanen die auf Palmblätter geritzten heiligen Schriften, die in der alten Sanskritsprache abgefasst wurden, der besseren Lesbarkeit wegen aber in balinesische Schriftzeichen transkribiert wurden. Auf diese Weise ist die hinduistische Überlieferung Javas in Bali erhalten geblieben.

Die balinesischen Hohepriester gliedern sich in zwei Gruppen: die größere Gruppe der Pedanda-Shiva mit mehr als 400 Priestern und die kleinere der Pedanda-Buddha. Für beide ist Shiva in seinen unterschiedlichen Manifestationen die höchste Gottheit. Bei den Buddha-Hohepriestern ist Buddha als „Quasi-Gottheit“ noch mit aufgenommen. Ein zentrales Mantra der Buddha-Priester lautet: „Om Shiva-Buddhaya Namah“ (Ehre sei Shiva und Buddha), wobei Shiva das zerstörende Prinzip und Buddha das die Asche wegspülende, reinigende, erleuchtende Prinzip darstellt. Beide Priestergruppen arbeiten bei großen Tempelfesten zusammen, es gibt keine Konkurrenz. Alle Pedanda-Priester Balis stammen von einem gemeinsamen Vorfahren ab, der Anfang des 16. Jahrhunderts lebte.



Das „Tor Shivas“: Beim spirituellen Höhepunkt der Zeremonie berührt der Lehrer den Kopf der Priesterkandidaten mit dem großen Zeh.

HEILIGE HANDLUNG

Auf Bali werden in einer eindrucksvollen Zeremonie ältere Ehepaare zu Hohepriestern geweiht. *Von Michael Sachs*

Im Oktober 2018, einen Tag nach Vollmond, fand in einem Dorf am Fuß des „Großen Bergs“ die Priesterweihe eines älteren Ehepaars statt. Nach dem Mondkalender richten sich in Bali viele religiöse Zeremonien. Vorausgegangen war für die Priesterkandidaten ein mehrjähriges Studium der heiligen Sanskrit-Mantras, die nur von vorher geweihten Tempelpriestern gelesen werden dürfen. Die Buddha-Priester studieren die Mantras bei einem speziell ausgebildeten Lehrer. Nach einer Überprüfung des Wissens durch einen anderen Priester-Lehrer folgt die Priesterweihe durch einen dritten Priester, in diesem Fall durch den angesehensten Buddha-Priester Balis, Ida Pedanda Gede Nyoman Jelantik Duaja. Die Weihe fand im Familientempel des Hofes der Neupriester statt.

Im Mittelpunkt der etwa achtstündigen Zeremonie steht die mehrfache spirituelle Reinigung des zu weihenden Priester-Ehepaars von allen Unreinheiten beziehungsweise Sünden und schlechten äußeren Einflüssen. Das heilige Wasser dafür stellt der spirituelle Lehrer in komplexen Ritualen her. Gereinigt wird der Körper mit dem heiligen Wasser, dem Rauch von Räucherkerzen und dem Klang der Priesterhandglocke. Auch eine weiße Ente wird zur spirituellen Reinigung des Paares eingesetzt: Sie wird über die Köpfe der Eheleute gehalten und pickt dort aufgelegte Blütenblätter und Reiskörner.

Sind die ersten Reinigungen abgeschlossen, verlässt das Ehepaar vorübergehend den Familientempel. Es wird vor seinem Wohnhaus in zwei Duschkabinen gewaschen, die für diesen Zweck aufgebaut wurden, und neu in Weiß eingekleidet. Beide gehen dann auf einem langen weißen Tuch zum Familientempel, damit sie sich auf dem Weg nicht wieder verunreinigen. Jetzt findet die eigentliche Weihe statt. Wieder werden die Kandidaten mit heiligen Wassern, Rauch und Glockenklang gereinigt. Heilige Silben werden in balinesischen Buchstaben mit Sandelholzpaste auf Stirn, Zunge, Schultern, Brust und Nacken des Paares geschrieben. Beim spirituellen Höhepunkt der Zeremonie berührt der Lehrer mit dem rechten Fuß die Schädeldecke im Bereich der Fontanelle der zu Weihenden, wo sich nach balinesischem Glauben das „Tor Shivas“ befindet. Hier kann Shiva während der Zeremonien in den Priester eintreten. Anschließend berühren beide Kandidaten mit der Zunge den rechten großen Zeh ihres Lehrers. Dadurch geht nach balinesischer Vorstellung die Energie Shivas über den Kopf des Lehrers und seinen großen Zeh in die Körper des Ehepaars über. Die

beiden erhalten einen neuen Namen, dessen erste Bestandteile und Anrede Ida Pedanda (ehrwürdiger Hohepriester) und Ida Pedanda Istri (ehrwürdige Frau Hohepriesterin) lauten.

Von jetzt an dürfen der geweihte Buddha-Priester und seine Ehefrau nur noch für religiöse Handlungen tätig sein. Sie dürfen nicht mehr mit Freunden Essen gehen, keinen Urlaub machen, nicht mehr ins Kino gehen. Shiva-Hohepriester dürfen kein Schweinefleisch und kein Rindfleisch essen und müssen die Mahlzeiten immer alleine zu sich nehmen. Nach der Weihe hat der Priester 42 Tage Zeit, die geheimen Erläuterungen der Mantras zu lernen, die nur von Hohepriestern gelesen werden dürfen. Danach muss der Priester jeden Morgen eine einstündige Zeremonie in seinem Familientempel ausführen, um heiliges Wasser herzustellen, das etwa für Taufen, Eheschließungen, Totenverbrennungen oder Tempelgeburtstage verwendet werden kann. Für diese Zeremonien muss er zudem Hunderte Gebete und rituelle Fingerbewegungen lernen.

Der Autor ist Chirurg und Medizinhistoriker in Frankfurt. Er ist seit mehr als zwei Jahrzehnten mit mehreren balinesischen Priesterfamilien befreundet; inzwischen hat er drei Generationen dieser Familien begleitet. Deshalb wurde er zu einer der seltenen Priesterweihen der Buddha-Priester eingeladen, von denen etwa 25 in Bali tätig sind.

FOTO MICHAEL SACHS

„SMALLTALK HABE ICH NOCH NIE GEKONNT“



Gerade erst hat sie die Rolle ihres Lebens gespielt: Für ihre Romy Schneider in „3 Tage in Quiberon“ wurde **Marie Bäumer** mit dem Deutschen Filmpreis ausgezeichnet. Geboren wurde die Theater- und Filmschauspielerin im Rheinland, der Durchbruch gelang ihr 1995 mit der Komödie „Männerpension“. Am 2. September erscheint „Escapade“ (Gräfe & Unzer), ein Buch über ihre Methode, Schauspielkunst, Körperarbeit und ihre Erfahrung mit Pferden zur Persönlichkeitsentwicklung und Selbstfindung zu nutzen. Scheint etwas dran zu sein an dem Konzept: Im Gespräch jedenfalls wirkt die Fünfzigjährige aufgeräumt und sehr bei sich.

Was essen Sie zum Frühstück?

Manchmal nur Toast mit dick Butter und Marmelade. Wenn ich gefeiert habe, mache ich mir Salat mit Avocado, Erdbeeren, Weintrauben, Äpfeln und Leinöl. Ich liebe Öle. Ansonsten esse ich Flocken mit Kokosmilch und Früchten. Auf jeden Fall muss ich frühstücken.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Vom Flohmarkt über Secondhandläden bis zu Designerläden, in seltenen Fällen. Ich nutze auch große Ladenketten. Manchmal kaufe ich Stücke beim Drehen ab.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Wahrscheinlich ein geliebtes altes Nachthemd von meiner Mutter. Bis vor kurzem hatte ich tatsächlich Sachen, die ich mit 18 oder 20 getragen habe. Das ist jetzt alles weg. Ich habe aussortiert und zwei Drittel meines Hausstands entsorgt. Ich habe immer viel in mir und brauche außen herum Ruhe und Klarheit. Also habe ich in mehreren Etappen vorgeäumt, Familie und Freunde eingeladen und in einer Woche Tabula rasa gemacht. Das ist wie eine kleine Lawine, die ins Rollen kommt und immer weiter rollt. Und es ist extrem erleichternd.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Vor zwei Tagen. Ich bin leidenschaftliche Briefschreiberin, mit Füller und schönem Papier. Meine Eltern haben immer geschrieben, meine Tante, die über 90 ist, schreibt mir bis heute Postkarten, meine Großeltern haben sich massenhaft Briefe geschrieben. Das ist in unserer Familienkultur fest verankert.

Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?

„Momo“. Wir brauchen Momos, die grauen Herren haben sich erschreckend schnell vermehrt. Und die gesamte Literatur von Astrid Lindgren.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Immer als Letzte. Im Zweifelsfall über die Bewohner in meinem Dorf in der Nähe von Avignon.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Ich kann Smalltalk irgendwie nicht, ich habe es nie gekonnt und leide immer etwas darunter. In Frankreich redet man am besten über das Essen. Das geht immer.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

Als ich in New York war, weil dort „3 Tage in Quiberon“ gezeigt wurde, habe ich „Limestone Cowboy“ gesehen, einen maltesischen Film. Da war ein sehr berührender Moment mit einem Jungen und seinem Vater. Der Junge musste auf seinen Vater warten, der in einem Haus verschwand und ihm noch lustig zuwinkte, die beiden hatten ein ganz enges Verhältnis. Und während der Junge mit einer imaginären Waffe spielt und auf das Haus zielt, geht das Haus in die Luft. Irgendwie hat der Vater wohl dunkle Geschäfte gemacht. Das war eine starke Szene.

Sind Sie abergläubisch?

Nein, nicht wirklich. Aber ich habe ein wunderbares Buch, „Tierisch gut“. Da schreibt eine Frau darüber, was es für eine Bedeutung haben kann, wenn man Tieren begegnet. Einmal saß eine junge Eule ein paar Tage bei uns im Garten, was sehr, sehr ungewöhnlich ist, weil die so scheu sind. Die Natur des Tiers wird dann zum Zeichen, die Tiere weisen uns auf etwas in uns hin. Das finde ich sehr spannend.

Worüber können Sie lachen?

Situationskomik. Wenn in einem ernsthaften Moment etwas Unerwartetes passiert, wenn zum Beispiel jemand engagiert erzählt und sich dann furchtbar verhaspelt oder mit dem Stuhl umfällt. Das finde ich sehr lustig.

Ihre Lieblingsvornamen?

Für Mädchen mag ich Juna oder das englische Rose. Für Jungen Antoine. Oder Shawn, so wie mein Sohn heißt.

Machen Sie eine Mittagspause?

Ja. Leidenschaftlich. Ich liege auf dem Sofa und schlafe eine Stunde. Ruck, zuck.

In welchem Land würden Sie gerne leben?

In Frankreich. Glücklicherweise.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Salzige Butter, Senf, Zitronen und Leinöl.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Mit.

Was ist Ihr größtes Talent?

Oje! (Denkt lange nach.) Ich glaube, ich könnte heute sagen, meiner eigenen Wesensnatur auf den Grund zu kommen, um dann anderen dabei zu helfen, sie bei sich zu entdecken.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Rauchen! (Zündet sich eine Zigarette an.) Geschwindigkeitsüberschreitungen. Und Respektlosigkeit gegenüber vorgeschriebenen Grenzen.

Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?

Nelson Mandela. Er war so lange eingeschlossen, alles sprach dagegen, dass er der Welt je wieder zur Verfügung stehen würde. Ich finde es unfassbar faszinierend, dass er sich trotzdem die Kernenergie seines Wesens bewahrt hat.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Beides. Schmuck trage ich immer, außer wenn ich bei meinen Tieren bin, meinem Pferd und meinem Hund. Uhren nur ab und zu, manchmal auch nicht gestellt, worauf mich dann Freunde netterweise hinweisen.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Frederic Malle, „Portrait of a Lady“.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Tansania und Kenia, drei Wochen Safari in einem Landrover, Baujahr 1972, mit einem befreundeten Fotografen und meinem damals 15 Jahre alten Sohn – eine unbeschreiblich schöne Eskapade.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Ein musikalisches Theater in New York, „Antigone“, von einer Gruppe afroamerikanischer Laiendarsteller in einer Kirche in Brooklyn aufgeführt. Phantastisch.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

Nichts.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Wasser mit Zitrone.

Aufgezeichnet von Julia Schaaf.

FOTO ACTION PRESS

Frankfurter Allgemeine SELECTION AUSGESUCHTES FÜR KLUGE KÖPFE



Edition zu
70
Jahre F.A.Z.



ALEPH

Mit Aleph feiern wir 2019 nicht nur das 70ste Jubiläum der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Wir dürfen auch stolz darauf sein, mit diesem Multiple den Gedanken einer Weltpremiere verbinden zu können. Denn wir haben Grund zur Annahme, dass ALEPH weltweit die erste Plastik ist, die auf der Basis eines 3D CAD Programms entworfen und vor ca. 25 Jahren additiv, im 3D-Druck gefertigt wurde. ALEPH ist nicht das Produkt einmaliger Eingebung, sondern Ergebnis einer 12 Jahre währenden Zusammenarbeit zwischen Eberhard Fiebig, Paul Bliese, Herr Dr. Meyer und den Entwicklern von Sigraph 3D bei Siemens.

Aleph lässt uns die schöpferische Vielfalt und die präzisen Vergnügen ahnen, die zu stiften die algorithmische Revolution, in der Einheit von Mathematik, Technik und Kunst in der Lage ist.

Prof. em. Eberhard Fiebig, 1930 geboren, wurde 2018 für sein bisheriges Lebenswerk der Kunstpreis der heijo + gisela hangen Stiftung verliehen. Das Germanische Nationalmuseum Nürnberg pflegt seit Jahrzehnten den schriftlichen Vorlass von Eberhard Fiebig.

ALEPH, Format 25 x 30 x 30 cm, auf 70 Exemplare limitiert, signiert, datiert und nummeriert kostet 5.950 Euro. Zusätzlich wird das abgebildete, von Fiebig entworfene, Postament aus Eiche angeboten.



PARAFLEX-
ANTISCHOCKSYSTEM



24-STUNDEN-ZEIGER



INTEGRIERTER KRONENSCHUTZ



ED VIESTURS

EXPLORER II

Die Welt von Rolex ist voller Geschichten von anhaltender Exzellenz. Die Explorer II wurde 1971 entwickelt, um in lebensfeindlichen und unerforschten Umgebungen zu bestehen. Dank ihres orangefarbenen 24-Stunden-Zeigers und der feststehenden Lünette kann selbst unter extremen Bedingungen zwischen Tages- und Nachtzeit unterschieden und eine zweite Zeitzone angezeigt werden. Mit ihren leuchtstarken Chromalight-Zeigern und -Indizes für hervorragende Ablesbarkeit im Dunkeln begleitet sie Forscher auch weiterhin bei den anspruchsvollsten Expeditionen in aller Welt. Dies ist eine Geschichte von anhaltender Exzellenz. Eine Geschichte aus der Welt von Rolex.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL EXPLORER II

